Theodor Reik

Wie man Psychologe wird

THEODOR REIK

WIE MAN PSYCHOLOGE WIRD

INTERNATIONAL PSYCHOANALYTIC UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

WIE MAN PSYCHOLOGE WIRD

VON

THEODOR REIK

1927

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

ALLE RECHTE,
INSBESONDERE DIE DER ÜBERSETZUNG,
VORBEHALTEN

*

COPYRIGHT 1927
BY „INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER
VERLAG, GES. M. B. H.“, WIEN

DRUCK: CHRISTOPH REISSER'S SÖHNE, WIEN V

Meiner Frau
in Liebe und
Dankbarkeit

Wie man Psychologe wird

Vortrag, gehalten auf dem IX. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Homburg v. d. H. am 5. September 1925

Meine Damen und Herren! Die Bemerkungen, die ich Ihnen vorlege, wollen einen Beitrag zu der Frage, woher das psychologische Interesse stammt, geben. Sie beziehen sich also auch auf eines der Motive, die uns hier zu gemeinsamer Arbeit zusammenkommen ließen. Solche Fragestellung, selbst von psychologischer Art und auf die Psychologie als Ganzes sich beziehend, gehört einem Kapitel an, das man Prolegomena zur Seelenkunde nennen müßte. Sie rührt an Dinge, die Sie vergebens in den Kompendien und Lehrbüchern der Psychologie suchen würden. Wenn Sie es nur recht verstehen wollen, fällt sie mit der Frage, wie man Psychologe wird, zusammen. Diese soll uns hier nicht im Sinne der Berufseignungsprüfungen und der technischen Begabungsuntersuchungen beschäftigen. Es handelt sich uns überhaupt nicht um einen Beruf, ein Metier, sondern um eine ganz bestimmte und genau beschreibbare psychische Einstellung. Also nicht Bildungsgang oder sonstige äußere Momente werden uns beschäftigen; unsere Aufmerksamkeit

gilt vielmehr den seelischen Voraussetzungen, Motiven und Zielen des Psychologen. Bei jedem von Ihnen entspringt das psychologische Interesse innerer Notwendigkeit und nicht äußeren Antrieben. Würde jemand, nur äußeren Gründen folgend, Psychologe, er würde nicht Psychologe mehr. Unsere Fragestellung ist also im Sinne Nietzsches zu verstehen: wie man wird, was man ist.

Aber auch zur Lösung dieses Problems werden hier nur vereinzelte Bausteine herbeigetragen werden. Es wird nicht allseitig betrachtet, sondern bewußt einseitig, in konsequenter Verfolgung früherer Gedankenzüge. Das will besagen, daß die Momente, die ich Ihnen vorlegen will, nicht die einzigen und nicht die einzig ausschlaggebenden sein können, daß noch andere, hier nicht erörterte wesentliche Faktoren einspielen. Ein Stück der Wirklichkeit darzustellen ist ja nicht gleichbedeutend mit Ausschließung oder Unterschätzung eines anderen Teiles. Manchmal möchte man die Frage, die wir im Alltag scherzhaft gebrauchen, auch auf wissenschaftlichem Gebiete stellen: warum denn so einfach, wenn es auch kompliziert geht?

Alle wissenschaftliche Psychologie, soweit sie als anerkannte Disziplin gilt, geht davon aus, daß ihre erste und vornehmste Erkenntnisquelle die direkte innere Wahrnehmung sei, deren Resultate unmittelbar gegeben und evident sind. Noch ist der Standpunkt Wundts und der meisten Bewußtseinspsychologen in Geltung, der die Psychologie von den Naturwissenschaften abgrenzt; diese, behauptet man, beruhe auf mittelbarer, jene auf unmittelbarer Erfahrung. Der Satz von der unmittelbaren Selbst-

gewißheit des Seelischen steht in jedem ernst zu nehmenden Lehrbuche der Psychologie an erster Stelle. Er gehört zu den Selbstverständlichkeiten, die jedem Gebildeten sogleich einleuchten und keinem Zweifel unterworfen sind. Sie können ihn geradezu als eine der konstituierenden Unrichtigkeiten der wissenschaftlichen Psychologie bezeichnen. Es liegt im Wesen einer solchen fundamentalen falschen Anschauung, daß ihre Überzeugungskraft von keiner Wahrheit erreicht wird und daß sie an das Gefühl der Ehrfurcht vor ihrem Alter appellieren kann. Es ist auch durchaus zweifelhaft, ob eine Wissenschaft, wenn sie auf diesen Namen Anspruch erheben darf, ohne solche grundlegende Irrtümer bestehen kann. Es fehlt uns bisher jede Erfahrung in dieser Richtung.

Sie werden zugestehen, daß der berühmte Schwellenspruch zu Delphi angesichts der unmittelbaren Evidenz der inneren Wahrnehmung jede beunruhigende Dunkelheit verliert. Er wird zur leicht faßlichen und gewiß beherzigenswerten Mahnung zur Aufmerksamkeit, deren Sinn so evident und unmittelbar gegeben ist wie das innerlich Wahrgenommene selbst. Das schöne Wort reiht sich so jenen Sprüchlein ein, die wie »Schmücke dein Heim!« oder »Eig'ner Herd ist Goldes wert«, des deutschen Bürgers Stube schmücken; es wird zur Devise der Psychologie für den wissenschaftlichen Hausgebrauch. Der Sohn des Zeus wußte, was not tut.

Wir zweifeln heute daran, ob solche banale Aufforderung dem delphischen Gotte bei jenem Ausspruche vorschwebte. Vielleicht hatte die Tempelinschrift nur für die

Schulpsychologen der Antike eine so handgreifliche und selbstverständliche Bedeutung. Dem Gotte, dessen Orakel wegen ihrer Dunkelheit so berüchtigt sind, wäre es zuzutrauen, daß sein Tempelspruch noch einen tieferen, esoterischen Sinn hatte. Er konnte den Weisen nicht verborgen bleiben. »Erkenne dich selbst!«: hier war eine der schwersten Aufgaben, der etwas im Wesen der Menschen selbst widerstrebt und in deren Bewältigung ungewöhnliche Hindernisse zu überwinden waren.

Von Descartes bis Wundt galt die Selbstgewißheit der inneren Wahrnehmung als ein Axiom, das anzuzweifeln fast frevelhaft erschien. Sie wissen alle, daß uns die Psychoanalyse gezeigt hat, wie wenig evident die Resultate der inneren Wahrnehmung sind und daß sich das Psychologische nicht von selbst versteht wie das Moralische. Nicht darum handelt es sich, daß sich der Eine mehr, der Andere weniger in der von Apollo geforderten Selbsterkenntnis täuscht; nicht das Ausmaß dieser Selbsttäuschungen steht zur Diskussion. Wir alle müssen uns gesetzmäßig täuschen, denn das seelische Ich ist in seinem wesentlichsten Anteil weder unmittelbar gegeben noch evident. Es ist an sich unbewußt und starke Mächte in uns selbst sind am Werke, um es vor dem Erkanntwerden zu schützen. Die Analyse hat uns verstehen lassen, daß erst dort, wo man an die unmittelbare Selbstgewißheit der inneren Wahrnehmung nicht mehr glaubt, die Psychologie als in die Tiefen reichende Wissenschaft beginnt. Erst mit diesem Zweifel wird Seelenkunde in ihren wesentlichen Teilen möglich: *incipit psychologia.*

Mit dem Spruche des delphischen Gottes ist nicht der Ausgangspunkt, sondern das Ziel der psychologischen Forschung gekennzeichnet. Das Γνῶθι σεαυτὸν kann auch nicht als methodische Anweisung gelten. Es wird ja als Postulat aufgestellt, und das wäre unnötig, wenn damit nur der naturgegebene Weg gewiesen würde. Die Psychologie beginnt auch nicht als direkte Selbstbeobachtung. Doch nehmen wir für einen Augenblick an, es sei so, so stehen wir gleich am Beginne unserer Forschertätigkeit einer ihrer wichtigen Fragen unvorbereitet gegenüber. Jede Wissenschaft setzt ein Objekt und ein Subjekt voraus, einen zu erkennenden Gegenstand und ein erkennendes Ich. Die Erfahrungsgruppe des Psychischen hebt sich nun aus den anderen merkbar ab. Das Objekt der übrigen Erfahrungsgruppen sind Tatsachen und Verknüpfungen der Außenwelt, das Subjekt ist das Ich. Im Gebiete der Psychologie aber wäre das Objekt die Innenwelt, das Subjekt das Ich. Hier ist also eine Identität von Objekt und Subjekt, die auf den ersten Blick frappiert. Dieser singuläre Sachverhalt, daß das Ich sich selbst beobachten kann, stellt eine primäre Bedingung der Seelenkunde dar; sie ist aber zugleich eines ihrer ersten Probleme. Sie war so rätselhaft, daß es sich empfahl, sie als selbstverständlich zu behandeln und ohne weiteres Nachdenken vorauszusetzen. Wenn es wahr ist, was Aristoteles behauptete, daß das Staunen den Anfang der Forschung bildet, so werden Sie zugestehen, daß sich die Psychologen in ihrer Mehrzahl von einem so überflüssigen und wenig verständigen Affekt bemerkenswert lange Zeit frei zu halten wußten.

Gestatten Sie mir, die grundlegende Tatsache, die unsere Verwunderung erregt, mit den Ausdrücken des amerikanischen Psychologen William James zu beschreiben: er bestimmt sie dahin, daß das *I* das *Me* beobachtet. Die Lösung des Rätsels, wie das Ich das Mich beobachten kann, ist keinesfalls schwierig. Es ist vielmehr klar, daß die Prämisse dieser Möglichkeit, das eigene Seelenleben gegenständlich zu fassen, die Ichspaltung sein muß. Die Ichspaltung ist es, welche Psychologie ermöglicht; sie ist es aber auch, die Psychologie notwendig macht. Wäre das Ich ungeteilt, könnte es sich nicht beobachten; es brauchte sich aber auch nicht zu beobachten. Die befremdende Tatsache, daß das Ich sich selbst beobachten kann, wird verständlicher, wenn sie auf zwei andere zurückgeführt wird. Es gab nämlich eine Zeit, da das Ich noch schwach, abhängig und unentwickelt war. Damals war es dem Kinde am naheliegendsten, die unbewußte endopsychische Wahrnehmung von Lust und Unlust nach außen zu projizieren. Die nach außen gerichtete Aufmerksamkeit ging also der Selbstbeobachtung voraus. Auch im reiferen Alter wird sich die Selbstbeobachtung erst aus der Fremdbeobachtung entwickeln, eine Tatsache, die Nietzsche knapp in dem Satze »Das Du ist älter als das Ich« formulierte. Freud hat gezeigt, daß der verschärften Selbstbeobachtung in der Schizophrenie eine Regression der Aufmerksamkeit auf die innere Wahrnehmung entspricht.

Allein von hier aus führt kein direkter Weg zur introspektiven Psychologie, wenn man nicht eine Zwischenstufe zwischen Fremdbeobachtung und Selbstbeobachtung

einschaltet. In jener Zeit der frühesten Ichentwicklung mußte das Kind bemerken, daß die Umgebung es beobachtet, daß es Beobachtungsgegenstand von seiten der Pflegepersonen ist. Mit anderen Worten: das *I* kann das *Me* beobachten, weil *They — She* oder *He —* einmal das *Me* beobachtet haben. Die Aufmerksamkeit der Außenwelt für das Kind setzt sich — auf dem Wege der Introjektion — in der Aufmerksamkeit des Kindes für sich selbst fort.

Diese Abkunft der Selbstbeobachtung aus dem Beobachtetwerden stellt also eine Umsetzung eines passiven Erlebens in ein reflexives dar. Es ist dies ein seelischer Vorgang, der für die Voraussetzungen und das Wesen der Psychologie von großer Bedeutung werden wird. Der Beweis für die Entwicklung der Selbstbeobachtung aus dem Beobachtetwerden ist unschwer zu liefern. Er wird dort geholt werden müssen, wo aus pathologischen Gründen die Persönlichkeit wieder in großem Ausmaße zerfällt, z. B. in der Symptomatologie der psychotischen Erkrankungen. Dort verwandelt sich oft das Gefühl des Beobachtetwerdens in Beobachtungswahn. In anderer Art zeigen die Phänomene der Depersonalisation mit ihrer ausgeprägten Selbstbeobachtung eine partielle Regression zur Phase des Beobachtetwerdens. Aber es müssen nicht pathologische Fälle sein, an denen man die Herkunft der Selbstbeobachtung studieren kann. Nehmen Sie an, ich werde mir in diesem Augenblicke, da ich zu Ihnen spreche, der Besonderheiten meiner Stimme, der Art meiner Bewegungen, gewisser Eigentümlichkeiten meiner Sprech- und Ausdrucksweise bewußt, so wird dieser psychische Vorgang

kaum von der Frage unabhängig sein, welchen Eindruck mein Sprechen oder das Gesprochene selbst auf Sie ausübt. Die Engländer haben für die beschriebene Gefühlserscheinung einen sehr bezeichnenden Ausdruck: *to get self-conscious*. Nun geschieht es gewiß nicht ausschließlich dann, wenn eine andere oder mehrere Personen anwesend sind, daß man *self-conscious* wird, aber dies ist doch der häufigste Fall, und der andere, weitaus seltenere, daß diese Gefühlsreaktion in der Einsamkeit auftritt, ist schon ein abgeleiteter und sekundärer. Wir könnten sagen: *to get self-conscious*, das meint einfach: vorbewußt erkennen, was für einen Eindruck man auf Andere macht.

Die Icherfahrung des Kindes, das sogenannte Persönlichkeitsgefühl oder Selbstbewußtsein des Kindes, ist uns in seiner Genese noch wenig durchsichtig; es entwickelt sich, wie Sie wissen, sehr spät. Lipps, Wundt und andere Forscher haben mit Recht darauf hingewiesen, daß der späte Gebrauch des Wortes Ich kein Beweis für das Auftreten der Ichgefühle ist. Es scheint uns wirklich, daß die Ichgefühle vor dem Gebrauche des Ichwortes auftreten. Wenn Sie mir nun gestatten, gewissermaßen in Verkürzung zu sprechen, würde ich sagen: das Ichbewußtsein des Kindes ist von dem Bewußtsein abhängig, daß die Außenwelt, die Eltern, die Pflegepersonen es beobachten, es als ein Ich betrachten. Ich wiederhole also: die Selbstbeobachtung ist kein genuines Phänomen; sie leitet ihre Herkunft aus dem Gefühl des Beobachtetwerdens ab. Wir würden vermuten, daß die Unterschiede in der Art und in der Intensität des Beobachtens für die Entwicklung des Gefühls

des Beobachtetwerdens und somit für die des künftigen psychologischen Interesses nicht bedeutungslos sein können.

Es ist verständlich, daß das Gefühl des Beobachtetwerdens unter dem Einflusse der narzißtischen Besetzung zustande kommt und sie wieder rückwirkend verstärkt. Das Gefühl des Beobachtetwerdens ist dem des Beachtet- und Geliebtwerdens nahe verwandt. Hier ist also eine der frühesten narzißtischen Wurzeln der Psychologie, die später namentlich in der Introspektion erkennbar wird.

Auf der anderen Seite führt von hier aus ein Weg zur Fremdbeobachtung. Das Gefühl des Beobachtetwerdens würde ohne eine primitive, auf die Personen der Umgebung gerichtete Aufmerksamkeit nicht zustande kommen. Das Gefühl des Beobachtetwerdens wird so den Ansatz zur libidinösen Objektbesetzung bereits verraten; das beobachtete Kind darf die Befriedigung seiner Bedürfnisse von den beobachtenden Personen erwarten. Auch ein weiterer Antrieb zum Übergang zur Objektlibido ist im Bewußtsein des Beobachtetwerdens enthalten: das fremde Objekt wird geliebt werden wie das Ich sich von ihm geliebt fühlt. Jene Zwischenstufe des Narzißmus, aus der die Umsetzung narzißtischer Libido in Objektlibido erfolgt, ist noch nicht genügend erforscht. Ich würde vorschlagen, sie als reflexiven Narzißmus vom primären zu unterscheiden. Sie ist nicht mehr durch die naive Ichbesetzung des Kindes gekennzeichnet. Die Selbstgenügsamkeit der narzißtischen Besetzung ist bereits ein Stück weit im Schwinden und es bedarf der von außen kommenden Liebe, um die Ichlibido zu verstärken. Die dem Ich

gewidmete Liebe der Außenwelt verändert den Charakter des primären Narzißmus und bildet gleichzeitig die Brücke zur ersten Objektbesetzung. Lassen Sie mich nur mit einem Wort darauf hinweisen, daß die Bedeutsamkeit dieser, der reflexiven Phase des Narzißmus, die bereits ein Objekt voraussetzt, auch in der Genese der Homosexualität, des Masochismus und des Exhibitionismus, in der Selbstbewunderung und im Selbstmitleid sowie in bestimmten Zügen des normalen Liebeslebens noch nicht genügend erforscht ist.

Die Eltern oder Pflegepersonen beobachten das Kind in erster Linie, um seine vitalen Bedürfnisse zu befriedigen, aber diese Beobachtung geschieht nicht affektlos. Die Bewegungen, das Weinen, Schreien oder Lachen des Baby lösen in den Eltern bestimmte Gefühle aus, für deren Anzeichen das Kind bald eine ziemlich große Empfänglichkeit zeigen wird. Es bleiben ihm Erinnerungsspuren von den Anzeichen der Freude oder des Ärgers, des Ergötzens oder der Mißbilligung der Pflegepersonen erhalten und es lernt früh, den Eindruck dieser Reaktionen mit seinen eigenen Ausdrucksbewegungen zu verknüpfen. Ja, man könnte glauben, das Gefühl des Beobachtetwerdens würde ohne solche Reaktion der Umgebung gar nicht entstehen und es sei bereits der Reflex eines gewissen, noch unklaren Verständnisses des Baby für das Verhalten der umgebenden Personen.

Bezieht sich so das Gefühl des Beobachtetwerdens auf bestimmte Reaktionen der Außenwelt, so werden Sie es gewiß würdigen, daß das Kind nur ihm lustvolle Re-

aktionen zu erzielen wünscht und unlustbringende zu vermeiden trachtet. Die Reaktionen der zweiten Art werden nun für die weitere Entwicklung des Selbstgefühles besonders wichtig. Das Kind lernt, sagten wir, solche Reaktionen der Umgebung zu vermeiden, welche als Mißbilligung, Ärger, Bösewerden erscheinen, ja unter Umständen Strafe nach sich ziehen. Diese Abhängigkeit von der Umgebung wird folgenschwer: das Beobachtetwerden und später die Selbstbeobachtung werden nie mehr völlig die Verknüpfung der Ichgefühle mit der Kritik der Außenwelt verlieren: sie wird sich als Selbstkritik fortsetzen. Wenn das Kind nun später geneigt ist, eine Bewegung zu machen, zu schreien usw. und sich damit die Erinnerungsspur verknüpft, daß diese bestimmte Aktion eine unwillige Reaktion der Umgebung, d. h. einen Liebesverlust hervorruft, so wird es durch diese Erinnerungsspur gehemmt. Sie sehen hier klar die Bedeutsamkeit der frühen Objektintrojektion für die Genese der Selbstbeobachtung. Die Psychologie lehrt uns immer wieder, daß Selbstbeobachtung zur Selbstkritik führt und wir haben das alle am eigenen Leibe, besser gesagt am eigenen Seelenleben, nachzuprüfen Gelegenheit gehabt. Was wir hinzuerfahren, ist, daß die Selbstbeobachtung bereits Resultat der Selbstkritik ist und diese Selbstkritik durch Objektintrojektion entstanden ist. Diese bildet in Wahrheit die unerläßliche Prämisse für die Möglichkeit der Selbstbeobachtung, genetisch gesprochen: für die Umwandlung des Gefühles des Beobachtetwerdens in den Antrieb zur Selbstbeobachtung. Der Kreislauf ist also folgender: un-

bewußte innere Wahrnehmung von Lust und Unlust wird in die Außenwelt projiziert, so entsteht eine primitive Fremdbeobachtung, eigentlich auf die Außenwelt gerichtete Aufmerksamkeit. Diese ermöglicht das Bewußtwerden des Beobachtetwerdens, das sich durch Objektintrojektion in Selbstbeobachtung verwandeln kann. Von hier aus kommt es wieder zur Beobachtung der äußeren Objekte, wobei die unbewußte innere Wahrnehmung zu Vergleichszwecken benützt wird.

Sie haben gehört, daß die Psychologen sich darüber gewundert haben, — und viele haben sich nicht einmal darüber gewundert, — daß das Ich sich selbst beobachten kann. Aber wir wissen jetzt, wer dieses beobachtende Ich ist: das ins Ich aufgenommene Objekt, die Mutter, der Vater, die Nurse, die beobachtende Person der Kinderzeit. Die Zweiteilung der inneren Wahrnehmung wird so verständlich. Sie erklärt sich durch die Introjektion der »Aufsichtsperson« ins Ich; das beobachtende Ich ist das Survival der beobachtenden Mutter oder des Vaters. Sicherlich denken Sie jetzt in Fortsetzung dieses Gedankenganges an die Genese des religiösen Glaubens von der Allwissenheit Gottes, an unsere Kindermeinung, daß Gott alles sehe.

Hier knüpft auch die zweite, von uns hervorgehobene Tatsache an: diese Selbstbeobachtung steht früh unter dem Zeichen einer primitiven Selbstkritik, ja, sie nimmt von dort ihren Ausgang und diese Selbstkritik ist die Fortsetzung der Kritik der anderen. Freud hat einmal ausgeführt, daß die Triebbeobachtung, d. h. die introspek-

tive Wahrnehmung der eigenen Triebtendenzen schließlich in Triebhemmung mündet. Aber wir möchten hinzufügen, daß solche Triebbeobachtung selbst schon das Resultat einer frühen Triebhemmung ist. Sie würde nicht existieren, wenn es keine Erinnerungsspuren daran gebe, daß die Umgebung auf bestimmte, von ihr beobachtete Triebäußerungen mit Unwillen oder Ärger, mit Liebesentzug reagierte. Lassen Sie mich zu unserem konkreten Beispiel zurückkehren: wenn ich mir in diesem Augenblicke in bestimmter Art meiner Bewegungen und meiner Stimme bewußt werde, also das werde, was man englisch *self-conscious* nennt, und dieses Gefühl eine bestimmte Intensität annimmt, so würde sich diese Reaktion der der Verlegenheit oder Befangenheit sehr rasch nähern; ich würde zu stottern beginnen, sonstige Sprechstörungen würden eintreten und es könnte bei andauernd gleicher Intensität sich die für Sie wohltätige Wirkung einstellen, daß ich überhaupt aufhören müßte, zu sprechen. Dies aber würde, wie gesagt, damit zusammenhängen, daß ich den Eindruck empfange, meine Ausführungen würden von Ihnen nicht wohlwollend, sondern ablehnend aufgenommen, bei Ihnen auf eine negative Kritik stoßen. Sie sehen, wie das Ichbewußtsein eigentlich ein Bewußtsein der Einstellung der Anderen zum Ich ist, besser gesagt, ein Vorbewußtwerden dieser Einstellung und daß es besonders dann hervortritt, wenn die Kritik der Anderen vorbewußt wird. Wenn es wirklich dazu käme, daß ein solches Ichbewußtsein eine Störung der Rede zur Folge hätte, müßten Sie aus solchem Effekt schließen, daß Ihre

schweigende Kritik bei mir an ein tiefer begründetes Schuldgefühl gerührt hat und ich mich jetzt für irgendeine Übeltat, die mit der gegenwärtigen meines Vortrages vielleicht nur lose verknüpft ist, durch die Redestörung bestrafe.

Ich habe hier betont, daß die Selbstbeobachtung deutlich unter dem Zeichen der Selbstkritik steht, jener Selbstkritik, die eine Fortsetzung der ins Ich aufgenommenen Kritik der Anderen ist. Ja, man könnte sagen, die Selbstbeobachtung vertrete selbst zu einem großen Teile die Selbstkritik und zeige ihre Abkunft aus der Kritik der Anderen gerade dadurch, daß sie dann auftritt, wenn man meint, den Anderen Stoff zur Kritik gegeben zu haben. Ich will dies an einem anderen, banalen Beispiel erläutern: nehmen Sie an, eine junge Dame betritt in großer Abendtoilette einen Saal, in dem einige ältere Damen, sogenannte Respektspersonen, sitzen, die in diesem Augenblick ihr Lorgnon an die Augen führen und die eintretende junge Dame mit jener Aufmerksamkeit betrachten, die alte Damen eben für junge, einen Ballsaal betretende Geschlechtsgenossinnen haben. Ich glaube, daß der Neuankömmling in diesem Momente *self-conscious* wird, ichbewußt, weil sie sich im Bannkreise der kritischen — fast hätte ich gesagt: feindlichen — Lorgnons befindet. Vielleicht fragt sie sich, ob ihr Kleid nicht zu auffällig oder nicht zu tief dekolletiert ist, ob die Frisur ordentlich hält usw. Die Beobachtung durch die Anderen, besser das Bewußtsein des Beobachtetwerdens hat hier sofort zur Selbstbeobachtung geführt. »Was schaut sie mich so an? Habe ich vielleicht ein Loch im Seidenstrumpf?« das ist

eine so allgemeine weibliche Reaktionsform, daß man sie fast einen Automatismus nennen könnte.

Sie könnten einen Einwand gegen meine Theorie, daß die Selbstbeobachtung sich aus der kritischen Beobachtung der anderen ableitet, leicht formulieren und mir zu meinem früheren Beispiele etwa sagen: es wäre doch möglich, daß Ihre Ausführungen hier beifällig aufgenommen werden, Sie das vorbewußt erkennen und dadurch besser sprechen, zur Fortsetzung Ihres Vortrages ermuntert werden. Ich will ganz von der Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme absehen und nur hervorheben, daß nicht einmal diese phantastische Möglichkeit eine sichere Gewähr für die belebende und aufmunternde Wirkung auf mich bieten würde, sie also jene Hypothese nicht widerlegt. Gewiß ist eine solche Wirkung möglich, sie ist aus der narzißtischen Ichbesetzung leicht verständlich. Aber erwägen Sie auch den anderen möglichen Fall: daß nämlich gerade die beifällige Aufnahme mich hemmt, mich verlegen macht und stottern läßt, daß ich mir Ihre Zustimmung und Ihren Beifall nicht gönne — z. B. wenn mein unbewußtes Strafbedürfnis durch die langjährige Ausübung des Analytikerberufes nicht genügend befriedigt wäre.

Wir haben hier eine der ersten Voraussetzungen des psychologischen Interesses gewürdigt; es gibt aber andere, die sich aus der psychischen Weiterentwicklung des Kindes ergeben. Sie wissen, wie sich das Ich durch die Introjektion der Eltern bereichert und wie sich jene kritische, überlebensgroße Persönlichkeit des Vaters in der Instanz des Über-Ichs verewigt. Erst hier wird Psychologie mög-

lich. Die primäre Triebbeobachtung stand am Anfang; es gab da etwas, was sich in Interessengegensatz zu den Wünschen der Umgebung setzte und das beobachtet, kontrolliert und beherrscht werden mußte, aber es war bekannt, was das war, und es war bekannt, was die motorische Durchsetzung der Triebregung verhindern wollte. Jetzt aber werden sowohl die Strebungen als auch die verbietenden Instanzen in einem großen Ausmaße unbekannt, durch die Verdrängung dem Bewußtsein entzogen. Sie wissen, daß die Verdrängung gewisser Triebtendenzen und Triebziele mit dem Untergang des Ödipus-Komplexes zusammenhängt und welchen Beitrag das Wirken des Über-Ichs zur Aufrechterhaltung der Verdrängung liefert.

Die Psychologie kann wie jede andere Wissenschaft erst beginnen, wenn man erkannt hat, daß man etwas nicht weiß, was man wissen möchte, also mit dem Suchen nach den unbekannten Gründen und Zusammenhängen der Phänomene. Die Situation in der Psychologie ist nun die folgende: die Verdrängungsmächte ließen eine große Anzahl Triebregungen, Gefühle und Gedanken in die Versenkung fallen; sie sind verschwunden und nur schwer erkennbare Ersatz- und Reaktionsbildungen, Verschiebungen, Entstellungen und andere, bewußtseinsfähige Spuren sind erhalten geblieben. So ist die Verdrängung die Voraussetzung der Psychologie und es bleibt eine groteske Vorstellung von wissenschaftshistorischer Bedeutung, daß die Psychologie, die erst von der Verdrängung an datiert, ihr eigentlich ihre Existenz verdankt, den Verdrängungsprozeß so lange verleugnet. Das heißt: es bliebe

eine groteske Vorstellung, wenn sie nicht gerade aus psychologischen Voraussetzungen erklärbar wäre, wenn nicht solche Verleugnung selbst das Anzeichen der Wirksamkeit des Verdrängungsprozesses wäre. Das wäre etwa so, wie wenn ein Mensch sich eine Maske vornehme und sich nun fragte, wer er eigentlich ist. Aber diese Vorstellung ist keineswegs so unsinnig, als sie auf den ersten Blick scheint: wir tragen alle Masken und gehen unerkannt von Anderen, unerkannt von uns selbst durchs Leben. Unsere Kenntnis von der Außenwelt ist sicherlich recht beschränkt, aber unsere Ignoranz über unser Innenleben ist fast unbegrenzt. »*Nous mourons tous inconnus.*« Oder es wäre etwa so, wie wenn jemand mit sich selbst Verstecken spielte. Auch das scheint unsinnig und doch tun wir das unablässig, wie die Analyse uns zeigt. Denken Sie z. B. an den Prozeß der Analyse; man könnte ihn auch so darstellen: der Patient hatte, bevor er sich in die Analyse begab, gewiß viele Bekannte. Jetzt macht er eine neue Bekanntschaft. Er wird sich nämlich selbst vorgestellt; bei näherem Verkehr lernt er sich kennen, seine Fehler und Schwächen ebenso wie seine Geschichte, die ihm zu einem wesentlichen Teil unbekannt war. Die meisten Leute verlieren bei näherem Verkehr. Es wäre nicht unbegreiflich, wenn der Patient im Laufe seiner analytischen Behandlung sich manchmal sagte: »Mein Gott, wie oft man sich über die Leute täuscht!« Aber auch andere, aus dem Verkehr der Menschen bekannte Reaktionen werden eintreten: der Kranke wird mit sich ungeduldig, beginnt, sich über sich zu ärgern,

sich mit sich selbst zu streiten, bis er sich mit sich versöhnt und sich zu ruhigerem, toleranterem Zusammenleben mit sich entschließt. Dazu trägt das in der Analyse erworbene Verständnis dafür bei, daß es eine Scheidung von sich ebensowenig gibt wie eine Auflösung einer Ehegemeinschaft im Katholizismus.

Kehren wir zur Genese des Über-Ichs und seiner Bedeutung für die Selbstbeobachtung zurück; sie wies uns darauf hin, woher das Über-Ich seine strengen, kritischen Züge hat. Nun erinnere ich Sie an die Ableitung der kindlichen Selbstbeobachtung aus dem Beobachtetwerden. Diese Entwicklung wird auf der Verdrängungsstufe durch das Beobachtetwerden durch die introjizierten Eltern fortgesetzt: das Über-Ich beobachtet das Ich. Die Institution des Gewissens wird wie ein Denkmal, *aere perennius*, für die Introjektion des Vaters ins Ich Zeugnis ablegen. Jetzt erkennen wir also eigentlich besser, wie jene Scheidung in *I* und *Me* zustande kam: das Über-Ich hat eine eigene Kontrollstation errichtet, welche die variable Entfremdung zwischen ihm selbst und dem Ichrest mißt. Das Über-Ich ist das eigentliche Movens unserer psychologischen Forschung. Es kann nicht richtig sein, was einige Psychologen uns als primäre Selbstschau — so heißt wohl das schöne Wort? — vorgestellt haben. Zur Psychologie gehören zwei — noch wenn sie Introspektion im einsamen Studierzimmer wäre. Das Über-Ich, das ins Ich aufgenommene Vater-Urbild, ist jener Zweite. Freud hat einmal geschildert, wie der Gefühlskonflikt beim Tode von geliebten und doch auch gehaßten Personen die psycho-

logische Forschung entbunden hat. Zwischen Befriedigung und Schmerz, die ihn an der Leiche der geliebten Person in seinen Tiefen bewegten, ersann der Mensch unter dem Drucke des Schuldgefühles jene bösen Dämonen, Projektionen seiner eigenen feindseligen Regungen, vor denen er sich ängstigte.

Das Ich ist in erster Linie ein Apperzeptionsorgan, das Wahrnehmungen festhält; es ist ursprünglich auf die Außenwelt gerichtet und zur inneren Wahrnehmung ungeeignet. Das Über-Ich ist als Anwalt der Innenwelt dem Ich als dem der Außenwelt gegenübergestellt. Es ist der eigentliche stumme Fremdenführer im unterirdischen Reiche des Seelenlebens. Es darf uns nicht verwundern, daß sich unsere Aufmerksamkeit zuerst der befremdenden Landschaft und dann erst, umso viel später dem schweigsamen Führer zuwandte. Der Anteil des Über-Ichs an der Entstehung der Psychologie geht von hier aus; sie steht ursprünglich in seinem Dienste. Man hat gesagt, daß unsere psychologische Wissenschaft eine lange Vergangenheit, aber nur eine kurze Geschichte hat. Sie wissen ja, wie wenig geeignet der Mensch ist, Geschichte zu treiben, aber soweit wir die Geschichte der Psychologie übersehen können, stand sie überwiegend unter dem Einflusse religiöser und sittlicher Vorstellungen. Psychologie hatte ursprünglich darüber zu wachen, daß keine unerlaubten Regungen über die Bewußtseinsschwelle kommen. Ihre Aufmerksamkeit und Wachsamkeit waren ursprünglich darauf gerichtet, solche endopsychisch erkannte Tendenzen und Impulse abzuhalten, nach außen zu projizieren und

zu unterdrücken, die Aufrechterhaltung der Verdrängung zu sichern. Sie unterscheidet, klassifiziert, experimentiert noch lange im Dienste der Verdrängungsmächte; ihre Erkenntnisse wurden im Dienste der Triebhemmung gemacht. So ist das ursprüngliche Ziel der Psychologie die Unterstützung der Verdrängungswirkungen auf wissenschaftlichem Wege. Diese Herkunft der Psychologie ist noch in unseren psychologischen Urteilen unschwer zu erkennen; die Sprache hat diesen Ursprung verewigt. Wie charakterisieren wir denn einen Menschen? Wir sagen z. B., er sei eigensinnig, trotzig, pedantisch. Hören Sie da nicht die Stimme des Über-Ichs in unseren psychologischen Feststellungen mitklingen? Wir wollen gewiß jenseits aller konventionellen Anschauungen und affektfrei beobachten und konstatieren, aber unsere armselige Sprache zwingt uns, einen Unterton von Mißbilligung oder Minderschätzung in unsere wissenschaftlichen Feststellungen zu bringen, den wir gerne vermissen würden.

Wenn ich so die Geburt der Psychologie aus dem Geiste des Über-Ichs betone, will ich damit den Anteil der Mächte des Es keineswegs schmälern. Wir halten uns ja auch gegenwärtig, daß das Über-Ich selbst nur ein besonderes, differenziertes Stück Ich ist. Sie kennen die Mitwirkung der libidinösen Kräfte an der Entstehung und Entwicklung der Psychologie, und es war meine Absicht, konsequent nur den einen Faden zu verfolgen. Es ist hier aber der Platz dafür, zu betonen, daß ja die Psychologie als Reaktionserscheinung nach einem Gefühlskonflikt beginnt und daß das Über-Ich als Erbe des Ödipus-

Komplexes noch immer auf libidinöser Grundlage aufgebaut ist. Wie ich bereits andernorts zu zeigen versucht habe, hat das Über-Ich eine geheime *Entente cordiale* mit den Mächten des Es geschlossen, deren Bedeutsamkeit innerhalb der Psychoanalyse noch nicht genügend gewürdigt erscheint. Diese Entente wird sich besonders nach zwei Richtungen hin als wirksam erweisen: das Über-Ich wird oft die Befriedigungen unserer libidinösen und aggressiven Regungen decken und es wird sie heimlich verstärken. Niemals wurden unter dem Antriebe der grobsexuellen und grausamen Regungen der Menschen so viele Opfer gebracht als der sogenannten Tugend. Kein Raubtier ist grausamer und blutdürstiger als der Mensch in seinem sittlichen und religiösen Wahn. Die geheime Verbindung zwischen Moral und Trieb, von Sinnlichkeit und Schuldgefühl schafft Triebverstärkungen, die keine ungebrochene und elementare Sinnlichkeit zu verleihen hat. Erschüttert und voll Neid würde der primitive Mensch vor den außerordentlich erhöhten Lustmöglichkeiten stehen, die Eros aus dem Verbot gewann und von denen sich die ungehemmte Leidenschaft nichts träumen ließ. Sie wissen, wie zurückhaltend sich die Menschheit gegenüber den sittlichen und religiösen Beschränkungen verhält, deren reaktivem Einfluß allein sie die Möglichkeit der Steigerung des Genusses zur Orgie verdankt.

Sie mahnen mich, zu unserem Thema zurückzukehren. Das Ziel der Psychologie ist, sagten wir, ursprünglich die Sicherung der Verdrängungswirkungen, aber es ist ähnlich wie in der Entwicklung der Religion: wenn der religiöse

Zwang zu stark, zu lastend geworden ist, kommt eine Reformbewegung, welche den Zwang gerade von religiösen Voraussetzungen aus weitgehend mildert oder völlig aufhebt. So entwickelt sich auch die Psychologie zu einer Wissenschaft, deren Ziel die Aufhebung der Verdrängung wird. Sie tritt dabei sicher in den Dienst der entgegengesetzten Tendenzen des Ichs, bleibt aber trotzdem in einem gewissen Ausmaße vom Über-Ich abhängig. Denn wie sich einst das schwache Ich die Kraft zur Verdrängungsleistung vom Über-Ich lieh, so leiht es sich jetzt, erstarkend, die Kraft zur Aufhebung der Verdrängung vom Über-Ich. Sie können in Ihrer analytischen Praxis täglich beobachten, daß dieselbe Kraft, die einst bestimmte Regungen, Gefühle und Gedanken zur Verdrängung bestimmte, sich Ihnen als Widerstand entgegenstellt, wenn es gilt, das Verdrängte wieder dem bewußten Ich zurückzuführen. Dieselbe Instanz aber, welche die Verdrängung schafft, das Über-Ich, hilft in der Analyse, sie aufzuheben. Bei Anatole France spricht ein geistreicher Abbé, Direktor eines Priesterseminars, einmal die nachdenklichen Worte: »So groß ist die Macht der theologischen Erziehung, daß sie allein fähig ist, die großen Ungläubigen heranzubilden; ein Ungläubiger, der nicht durch unsere Hände gegangen ist, ist ohne Kraft und ohne Waffen für das Böse. In unseren Mauern lernt man alle Wissenschaft, selbst jene der Gotteslästerung.«

Dieselbe psychische Kraft also, die einst die Einheit des Ichs sprengte, muß jetzt dazu helfen, sie wieder aufzubauen. Denn diese Einheit des Ichs wird eben durch

die weitgehende Aufhebung der Verdrängungen — als Ziel der Psychologie — wiederhergestellt.

Die Psychologie begann so ihre Forschung im Dienste der psychischen Zensur: die Kontrollstation des Gewissens prüfte die aus der Verdrängung wiederkehrenden Triebimpulse und Regungen. Die Entwicklung führte nun dahin, daß die Psychologie die Existenz solcher verdrängten Tendenzen leugnete. Es wäre nur wenig übertrieben, sie in dieser Entwicklungsphase als eine Art Alibibeweis auf seelischem Gebiete zu bezeichnen. Die Mahnung Γνῶθι σεαυτὸν war notwendig, denn die Psychologie war bald die beste Methode zum Selbstverkennen geworden. Erst spät hat sie sich wieder auf ihre Aufgabe, die Aufhebung der Verdrängung und die Erforschung unerkannter seelischer Zusammenhänge, besonnen. Gehen wir von den latenten Tendenzen der psychologischen Forschung aus, so können wir sagen: sie setzte als Methode zur Gewissenserforschung unter dem Drucke des unbewußten, aus dem Ödipus-Komplex stammenden Schuldgefühles ein; sie endet als Methode zur Erforschung und Bewältigung dieser Gewissensangst.

Indem wir uns hier mit dem Anteil des Über-Ichs und des Gewissens im Ursprung und in der Entwicklung der Psychologie beschäftigten, sind wir wieder auf die Tatsache gestoßen, daß der Mensch nach zwei Seiten hin gewissermaßen über seine Verhältnisse, über seinem Standard lebt; in der Verleugnung seiner libidinösen und feindseligen Regungen ebenso wie in der Verleugnung des

Anteils, den die dem Über-Ich entstammenden Gefühle an seinem Seelenleben haben.

Wollen wir uns von hier aus einen flüchtigen Blick auf eine bestimmte Urteilsreaktion gegenüber der Psychoanalyse erlauben? Sie haben es alle erlebt, daß den Analytikern von gewisser Seite vorgeworfen wurde, ihre Betonung der Wichtigkeit der Sexualität im Seelenleben sei selbst der Ausfluß einer unsauberen oder lüsternen Gedankenrichtung. Wir gehen natürlich hier nicht auf das Wesen solcher Kritik ein; auch nicht auf eine Anschauung, die zu verlangen scheint, daß der Psychologe, dem nichts Menschliches fremd sein sollte, von jenem Geiste gelenkt werde, der schlicht und einfältig sich ausspricht:

»Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Darf niemand drin sein
Als Jesus allein.«

Aber finden Sie es nicht doch sonderbar, daß man nicht den moralischen Mut sehen wollte, der zur Tiefenforschung des Seelischen gehörte und der vor so befremdenden und den konventionellen Anschauungen so widersprechenden Befunden nicht zurückschreckte? Wir meinen, hier sei gerade der Platz, der Rolle des Über-Ichs zu gedenken, das in der Unnachsichtlichkeit und Unerschrockenheit der Erforschung gerade jener »gefährlichen« Seiten des menschlichen Seelenlebens seine Wirksamkeit entfaltete.

Die vergleichende religionsgeschichtliche Forschung hat nachgewiesen, daß es dieselben Götter waren, welche einst

in der düsteren Unterwelt geherrscht haben, die später hoch am Himmel thronten. Wer den Acheron in Bewegung gesetzt hat, hat auch die Götter der Oberwelt zur Erde herabgezwungen.

Zu unserem Thema zurückkehrend, ist es vielleicht notwendig zu betonen: die Existenz bestimmter Mächtegruppen anerkennen heißt nicht, sich ihnen unterwerfen, heißt nicht ihnen Tribut zollen, sondern nur eine psychologische Realpolitik treiben. Es ist klar, daß die analytische Erkenntnis und Abschätzung der Wirkungen des Über-Ichs nichts mit den Anschauungen sogenannter anagogischer Richtungen oder der Jungschen Psychagogie zu tun haben. Wenn wir hochgemuten Psychologen dieser Art folgen, so können wir gar nicht umhin, uns als immer und durchaus moralisch zu sehen. Oder, um mit Anatole France zu sprechen: wir können der göttlichen Güte gar nicht entgehen und kommen alle ins Paradies, »es sei denn, es gebe kein Paradies, was außerordentlich wahrscheinlich ist«. Wir meinen eher, daß die Psychoanalyse die Wirkung haben könnte, die Menschen bescheidener zu machen und sie erkennen zu lassen, daß sie ein wenig besser leben würden, wenn sie ihre Emanzipation vom rein Animalischen in ihren Ansichten nicht übertreiben wollten und in ihren Ansprüchen an ihr Ich toleranter sein könnten. Ich neige zu der optimistischen Anschauung, daß die Menschen langsam begreifen werden, wie wenig und wie unwesentlich sie sich vom Tier unterscheiden. Es fällt mir gewiß nicht ein, die Unterschiede, welche schon durch die

Lüge, die Religion und die Mordsucht gegeben sind, völlig leugnen zu wollen.

Gestatten Sie mir zum Schlusse, den tiefgehenden und prinzipiellen Unterschied, welcher zwischen der Einstellung jener moralisierenden Richtungen und der der Psychoanalyse gegenüber den Instanzen des Über-Ichs besteht, durch eine kleine Geschichte zu illustrieren. Sie haben gewiß in den Zeitungen mit großer Spannung die Berichte verfolgt, die von dem kühnen Unternehmen erzählten, den höchsten Berg der Erde, den Mount Everest, zu ersteigen. Die Tibetaner nennen ihn Tschomo-lungma, die »Göttermutter der Erde«, und behaupten, die grausame Göttin verfolge alle, die sich ihr nähern, und stürze sie ins Verderben. Wirklich stellen die Kälte, die dünne Luft, die Lawinen außerordentlich große Gefahren dar, denen bereits einige der kühnen Bergsteiger zum Opfer gefallen sind. Den verschiedenen, von der Geographischen Gesellschaft in London ausgerüsteten Expeditionen ist es trotz der ungeheuersten Anstrengungen und schwer beschreibbarer Strapazen noch nicht gelungen, den gefährlichen Berg zu bezwingen. Als nun der Führer der Expedition von 1922, General Bruce, dem Lama im Kloster des Rongbuktales einen Besuch abstattete, konnte sich der Priester nicht genug über die Expedition verwundern. Er verstand nicht, warum so viele lebensgefährliche und kostspielige Anstrengungen gemacht werden, um den widerspenstigen Berg zu ersteigen. General Bruce war in einer Verlegenheitssituation. Wie sollte er dem heiligen Manne die Absichten der Expedition verständlich

machen? Er fand die folgende schöne Antwort: die Expedition sei eigentlich eine Wallfahrt; die Religion der Königlichen Geographischen Gesellschaft gebiete ihren Gläubigen, alle unbekannten Gipfel der Welt zu besuchen und zu verehren.

Psychologie und Depersonalisation

Nach Vorträgen im Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (Januar—Februar 1926)

I

Die Depersonalisationserscheinungen haben für uns ein doppeltes Interesse. Es läßt sich schlagwortartig, in der durch Ausdrucksverkürzung bedingten Vergröberung festlegen: die Psychologie der Depersonalisationszustände und die Beziehungen zwischen Psychologie und Depersonalisation. Über beide Gegenstände existiert bereits eine ausführliche Literatur. Innerhalb der Analyse haben uns die Arbeiten von Nunberg und Schilder wertvolle Aufklärungen zur Genese und zu den Mechanismen der Depersonalisation gebracht. Die folgenden Bemerkungen werden zweierlei enthalten: neue Forschungen zur Depersonalisation, die bisher Unbeachtetes hervorheben (nebst Korrekturen und Ergänzungen der von den Autoren bisher gegebenen Auskünfte), und Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Depersonalisation und Psychologie.

Der fragmentarische und einseitige Charakter dieses Beitrages sei von vornherein betont.

Die Entfremdung, welche das Ich und die Außenwelt in der Depersonalisation erfahren, wird allgemein als das charakteristische Merkmal dieser Zustände bezeichnet. Entfremdungsgefühle erscheinen indessen auch in anderen Krankheitsgruppen. Die Entfremdung der Depersonalisation ist spezifischer Art und prägt sich in typischen, von allen Beobachtern übereinstimmend beschriebenen Formen aus. Natürlich gibt es innerhalb dieser typischen Bilder individuelle Variationen, aber wer viele Fälle von Depersonalisation gesehen oder auch nur die ausführliche Kasuistik studiert hat, kann sich dem Eindruck der Gleichartigkeit der Hauptsymptome nicht entziehen. Es läßt sich leicht nachweisen, daß es verschiedene Grade und Nuancen innerhalb der Depersonalisation gibt; die leichte und passagère Entfremdung gehört ebenso hieher wie die schwere Störung des Selbstgefühles. Durch gehäufte Beobachtung kann man leicht die Überzeugung erlangen, daß dieselben Symptome, welche in den schweren Fällen so auffallend den Vordergrund beherrschen, andeutungsweise auch in den leichten erscheinen. Bestimmte Züge scheiden das Bild der Depersonalisation von dem nahestehender pathologischer Zustände. Die Entfremdung wird von dem Kranken nicht nur beobachtet, sondern ihr krankhafter oder zumindestens abnormaler Charakter wird erkannt. Die Patienten konstatieren nicht nur, daß sie weder Lust noch Schmerz, weder Liebe noch Haß verspüren, sondern sie beklagen sich auch darüber und

empfinden diesen Ausfall als Manko. An Stelle der Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit der Empfindungen und Gefühle ist eine abnorm erhöhte und präzisierte Selbstbeobachtung getreten.

Gehen wir von diesen Zügen aus. Schilder wie andere Beobachter haben gezeigt, daß die objektive Untersuchung die Intaktheit der Wahrnehmungsleistungen der Kranken ergibt. Die natürlichen Affektreaktionen in Mimik, Haltung usw. beweisen, daß von einem völligen Fehlen der Empfindungen und Gefühle keine Rede sein kann. Dennoch müssen wir den Kranken Glauben schenken: sie geben mit der Beschreibung ihrer Introspektion etwas Wahres, wirklich Wahrgenommenes wieder.

Ist es also wirklich ein Minus an Empfindungen und Gefühlen, das wir in der Depersonalisation finden? Ja und Nein. Es ist sicherlich eine Verminderung der Gefühls- und Affektstärke sowie des lebendigen, der Außenwelt zugewandten Interesses, soweit das bewußte Seelenleben in Betracht kommt. Doch liegt diesen Zuständen nicht ein Minus an Affektbesetzung, sondern im Gegenteil ein Plus zugrunde. Die Analyse zeigt die Depersonalisation als einen besonderen psychischen Zustand, in dem sich das Ich dem Ansturm und der Übermacht bestimmter Erlebnisse zu entziehen sucht. Es handelt sich also um einen Fluchtversuch des Individuums vor Gefühlen und Affekten, denen sich das Ich nicht gewachsen fühlt. Die seelische Situation könnte in bezug auf Gefühlsreichtum und -armut etwa durch folgenden Vergleich gekennzeichnet werden: ein reicher Mann hat sein Geld vergraben

und beklagt sich nun über seine Armut und die Not, die er zu leiden hat. Fügen wir hinzu, daß er das Versteck vergessen hat oder daß es zeitweise unzugänglich ist. Entspricht seine Klage nun nicht den Tatsachen? Ist der Mann nicht wirklich arm? Er ist in Wahrheit ein armer Reicher.

Der Gegensatz eines bewußten, ausgesprochenen und beklagten Minus an Gefühlsintensität und der unbewußten Erkenntnis des Beobachters, daß es sich um eine Reaktion auf ein vom Ich nicht bewältigtes Plus an Affekt dahinter handelt, erzeugt jenen »schwer zu beschreibenden Schein des Unechten und Gemachten« (*Schilder*), den die Depersonalisationserscheinungen hervorrufen.

Die analytische Erfahrung zeigt, daß die Depersonalisierung immer auf ein schweres Erlebnis oder einen nicht bewältigten psychischen Konflikt (äußere oder innere Versagung) zurückgeht, also ein ungewöhnliches Ausmaß an Affektentwicklung voraussetzt. So stellen sich die Depersonalisationserscheinungen besonders häufig und typisch in einem bestimmten Zwischenstadium des Ambivalenzkonfliktes ein. Ein Beispiel: eine junge Frau, die in analytischer Behandlung stand und zwischen starken bewußten Haßgefühlen und unbewußten Liebesregungen gegenüber ihrem Gatten schwankte, durchlebte in der Analyse noch eine Steigerung des Konfliktes. Da sie in ihrer Ehe ungewöhnlich viel Leid erfahren und sich deshalb von ihrem Manne getrennt hatte, meinte sie, alle Ursache zu haben, mit feindlichen und bitteren Gefühlen an ihn zu denken. Aber ihr Unbewußtes hielt die Er-

innerung an die glückliche Zeit vor der Heirat und im ersten Ehejahr fest; sie liebte ihren Mann noch immer und sehnte sich nach ihm. Bewußt waren nur feindliche oder abwehrende Strebungen gegen ihn und seine Verwandten, welche die Ehe erheblich gestört hatten, vorhanden. Von einander so widersprechenden Gefühlszügen hin- und hergeworfen, hatte sie ihren Gatten bereits einige Male verlassen und war wieder zu ihm zurückgekehrt und hatte sich wieder von ihm getrennt, da ein Zusammenleben durch bestimmte Umstände unmöglich schien. Die in der Analyse bald auftretende Konfliktsteigerung war dadurch bedingt, daß die unbewußten Liebesregungen dem Bewußtsein nahegebracht und alle Widerstände gegen ihren Durchbruch mobilisiert wurden. Auf dem Höhepunkt dieser Erregungszustände trat nun ein ausgesprochener Depersonalisationszustand auf, der fast alle klinischen Symptome dieser Erkrankung zeigte und in dessen sichtbarem Vordergrunde die Klage der Patientin über die Ichentfremdung sowie über ihre völlige Gefühls- und Interesselosigkeit stand.

In diesen und anderen Depersonalisationszuständen, welche den Ausgang außerordentlich verstärkter Ambivalenzschwankungen während der Analyse bildeten, wurde es ersichtlich, daß die Psychogenese der Depersonalisation durch die Wirksamkeit von Verschiebungs- und Verallgemeinerungsmechanismen mitbestimmt wird. Die Zurückziehung der Libido, welche Nunberg mit Recht als eine wesentliche Bedingung der Depersonalisation ansieht, hatte an einem bestimmten Punkte, der Beziehung zu dem

Gatten, eingesetzt, war auf andere, damit in Zusammenhang stehende Objekte und Relationen allmählich verschoben worden, bis sie sich auf alle Lebensgebiete erstreckte. Da sie alle Personen und Dinge ringsherum unbewußt in Zusammenhang mit ihrem Manne brachte, verschob sich ihre angebliche Gefühls- und Interesselosigkeit auf ihre Kinder, ihren Haushalt, ihre Freunde usw. Alles erschien ihr bald inhaltsleer, wesenlos, sie selbst konnte weder Lust noch Schmerz empfinden. Scheinbar war affektlose Selbstbeobachtung an die Stelle der früheren lebhaften Gefühle getreten. Es ist gut möglich, die psychische Wirksamkeit der Verschiebungs- und Verallgemeinerungsarbeit in jedem Fall von Depersonalisation in durchgeführter Analyse zu studieren. Ein großer Teil der psychologischen Rätselhaftigkeit der Depersonalisationsphänomene erledigt sich auf solchem Wege, durch Aufdeckung der Verschiebungsmechanismen und Reduktion der Depersonalisation auf ihren Kern, die einzelnen Erlebnisse, von denen sie ursprünglich ausgegangen war. So werden die assoziativen und affektiven Verknüpfungen, welche in der Verallgemeinerung der Depersonalisation aufzeigbar sind, wichtig. Als ein Motiv solcher Verschiebung läßt sich das unbewußte Gefühl erkennen: welches Interesse sollte ich an dem oder jenem, an dieser Sache oder jener nehmen, wenn das, was das wichtigste ist, mich nicht interessiert? Wir stoßen hier zum erstenmal auf psychologische Gemeinsamkeiten zwischen Depersonalisation und Zwangsneurose. Die Störung der Liebesfähigkeit führt in der Zwangsneurose zur Herrschaft des

Zweifels, der sich schließlich auf alles verschiebt, in der Depersonalisation zur Zurückziehung der Libidobesetzung, die sich am Ende auf alle Personen und Beziehungen erstreckt.[1]

Die erste Depersonalisationsphase bei unserer Patientin — sie hatte im Laufe der Psychoanalyse mehrere — trat plötzlich, für sie selbst unerwartet ein, nachdem der

---

1) Es scheint mir, daß diese enge Verwandtschaft bisher nicht gewürdigt wurde. Unser psychologisches Verständnis der Depersonalisation ist außerordentlich unsicher und beschränkt, ihre Abgrenzung gegen andere Neurosen noch keineswegs geglückt. Wir haben nicht einmal gute, d. h. in die Einzelheiten gehende Deskriptionen der Depersonalisationserscheinungen, so aufschlußreich auch die in der Kasuistik erscheinenden Fälle von Schilder, Nunberg, Österreich usw. sein mögen.

Die Ähnlichkeiten der latenten Bedeutung einzelner Zwangssymptome und Depersonalisationssymptome gehen oft bis in die Details. Ein Verständnis der immanenten, unbewußten Logik, die beiden psychischen Produktionen gemeinsam ist, kann ohne analytische Untersuchung nicht erreicht werden. Man vergleiche etwa Aufbau und gedanklichen Inhalt der folgenden Sätze, die den latenten unbewußten Sinn einer Zwangssymptomengruppe und einer Gruppe von Depersonalisationserscheinungen umschreiben: *1)* ich kann doch nicht sicher sein, ob heute Dienstag oder Mittwoch ist, das Geld echt oder falsch, das Essen gut oder schlecht ist, wenn ich nicht weiß, ob ich meine Frau lieben kann. *2)* Ich kann doch kein Interesse dafür haben, ob heute Dienstag oder Mittwoch ist, das Geld echt oder falsch, das Essen gut oder schlecht ist, wenn ich mich nicht einmal für meine Frau interessieren kann. Die immer wiederholte Behauptung eines intimen psychologischen Zusammenhanges zwischen der Depersonalisation und der Hysterie gehört zu jenen geheiligten, unergründlichen und unrichtigen Traditionen der psychiatrischen Lehrbücher, die uns immer wieder mit tiefer Ehrfurcht vor dem mächtigen konservativen Geiste der Wissenschaft erfüllen.

Höhepunkt des Ambivalenzkonfliktes erreicht war. Es war, wie wenn dieser Zustand die Peripetie der Erregungszustände bezeichnete. Sie beklagte sich über den Mangel aller Gefühle und Interessen, über ihre Gleichgültigkeit, über das Fremdwerden und Fernerrücken ihrer Umgebung. Eine scharfe, scheinbar gefühlsleere Selbstbeobachtung stand im psychischen Mittelpunkte. Es war, wie wenn sie sich in eine psychologische Beobachtungsstation verwandelt hätte. Von hier läßt sich die affektdynamische und affektökonomische Bedeutung der Depersonalisationszustände erfassen: sie sind eine Art geheimer Waffenstillstand in dem Konflikt einander widersprechender, starker psychischer Kräfte, welche einander schließlich annähernd die Wage halten. In der Fortführung und Wiederholung des Ambivalenzkonfliktes in der Übertragung kam es später wieder zu einer Depersonalisation. Die anscheinende Interesse- und Gefühllosigkeit gegenüber der Analyse sowie dem Analytiker bildete jetzt den Ausgangspunkt. Die Patientin, welche durch viele Wochen zwischen positiver und negativer Übertragung geschwankt hatte, erklärte plötzlich, sie verspüre weder Liebe noch Haß, weder Achtung noch Mißtrauen mir gegenüber, ich sei ihr völlig gleichgültig. Die Analysestunde begann sie, indem sie mit gelangweilter Stimme sagte: »Mir ist alles gleichgültig, alles scheint mir ohne Interesse. Ich könnte Ihnen jetzt sagen, daß ich Sie liebe oder hasse. Es ist ganz gleich, es ist so, wie wenn es mich nichts anginge.« Ebenso gleichgültig stehe sie jeder Beschäftigung, jeder Unterhaltung, ja, ihrem eigenen Leiden

gegenüber. Sie sehe allem zu, am meisten sich selbst. Die Patientin wunderte sich selbst, wie das möglich sei, da sie noch kurz vorher von so heftigen Gefühlen bewegt war. Ein anderer Depersonalisationszustand trat ein, als die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit dem Gatten durch ein unerwartetes, unüberwindbares Hindernis zunichte wurde. Vorher war sie voll von Plänen gewesen, hatte sehnsüchtig dem Wiedersehen entgegengesehen, ihre Zweifel beiseite zu schieben gewußt. Als sie die Nachricht erreichte, daß eine Wiedervereinigung für lange Zeit ausgeschlossen schien, schlug ihre Stimmung jäh in Depersonalisation um. Der oben beschriebene Mechanismus der Verschiebung und Verallgemeinerung trat wieder in Wirksamkeit. Obwohl hier ein äußeres, von ihrem Wollen unabhängiges Hindernis den Weg ihrer Gefühle kreuzte, wäre es doch kaum zur Depersonalisation gekommen, wenn die äußere Versagung nicht Anschluß an die noch immer wirksame unbewußte Feindseligkeit gegen den Mann gefunden hätte. Die Beobachtung läßt uns zu dem Schlusse kommen, daß im allgemeinen nähere Beziehungen zwischen Ambivalenz und Depersonalisation bestehen, daß eine in erster Linie konstitutionell gegebene und durch infantile Erlebnisse verstärkte Ambivalenzneigung den günstigsten Nährboden für Depersonalisationszustände schaffe. Die Ambivalenz ist natürlich nicht die einzige psychologische Voraussetzung der Depersonalisation.[1] Die

1) Der affektive Bruch mit der eigenen Vergangenheit sowie der Abwehrvorgang bei der Annäherung an sie oder Elemente von ihr ergeben günstige psychologische Voraussetzungen für die Depersonali-

»Widersprochenheit« der Erlebnisse, die Schilder der Depersonalisation als wesenhaft zuschreibt, reduziert sich bei eingehenderer Beobachtung auf den Gegensatz,

---

sation. Ein Patient geriet in einen depersonalisierten Zustand, sobald er ein Stück Ich aus der Vergangenheit anerkennen sollte. So oft er an die eigene Kindheit dachte, kam es zu einer Gefühlssperre, in der er sich sagte, dieses Ich sei ein anderer Mensch, oder es sei nicht möglich, daß er derselbe sei. Eine Patientin, die nach dem Tode einer Schwester eine tiefgehende Charakterveränderung durchmachte, zeigte in der Analyse, wenn die Erinnerung an jene Zeit der Kindheit auftauchte, Depersonalisationszüge. Sie stand dieser Zeit fremd gegenüber und behauptete, diese Vergangenheit gehöre nicht zu ihr. Eine andere Kranke, die sich nach einem bestimmten Manne sehnte, solange er abwesend war, und ihn in ihre sexuellen Phantasien verwob, zeigte eine partielle Depersonalisation, sobald der Ersehnte anwesend war. Das Gefühl der Gefühls- und Interesselosigkeit beherrschte sie in dieser Situation völlig, daneben trat eine präzise Selbstbeobachtung auf. Die Depersonalisation erschien hier, da etwas nur in der Phantasie erlaubt, in der Realität versagt war, als Ausweg. Ähnlich ist der Fall einer amerikanischen Patientin, die in der Kirche stundenlang in Depersonalisation verfiel. Als halbwüchsiges Mädchen gehörte sie einer jener zahlreichen Sekten an, die ihr Heil vom Eintritt der Gnade erwarten. Sie wollte gerne gläubig sein, aber ihre Zweifel waren zu stark. Wenn sie stundenlang in der Kirche auf das Herabkommen der »*grace*« vergebens gewartet hatte, trat ein Depersonalisationszustand mit Autoskopie ein. Den psychischen Zusammenhang mit der Ambivalenz zeigt wieder klar der Fall einer Patientin, die während der Todeskrankheit der Mutter oft neben dem Krankenbette saß. Wenn das etwa dreizehnjährige Mädchen am Bette der Mutter sitzen durfte, sollte sie dies als Privileg betrachten, aber sie kam bald darauf, daß sie diese Zeit nicht liebte und daß sie die Stunden, welche sie da zubrachte, zählte. Als sie diese Gefühle in sich bemerkte, kam ein tiefes Erschrecken über sie, weil sie solche Gedanken hegen konnte. Wenn immer sie später zur Mutter kam, trat ein ausgeprägter passagèrer Depersonalisationszustand auf, der langsam wieder abklang.

den eine Triebregung durch andere oder durch äußere Hemmungen erfährt. Die Gegensätze auf dem Wahrnehmungs- oder intellektuellem Felde sind von sekundärer Art. Es scheint demnach, als würde unter noch nicht näher bekannten Umständen die Depersonalisation dann eintreten, wenn ein Konflikt zwischen annähernd gleich starken Triebregungen eine bestimmte Stärke erreicht hat oder eine bestimmte Zeit angedauert hat. Die Unbestimmtheit dieser Aussagen entspricht dem gegenwärtigen Stande unserer analytischen Kenntnisse. Wir haben vielleicht Ursache, uns der Beschränktheit unseres Wissens zu schämen, aber kein Recht, sie zu verschleiern. Sogar Schilder gibt zu, daß die Momente, welche dazu führen, daß eine Neurose vom Zustandsbild der Depersonalisation beherrscht wird, unbekannt sind:[1] »Die Arbeiten von Abraham und Nunberg, welche die Libidoumstellung beleuchten, geben über diesen Punkt ebensowenig Auskunft wie meine eigenen Beobachtungen.«

Nehmen wir an, daß ein aktueller Ambivalenzkonflikt eine der psychischen Grundsituationen darstellt, aus denen die Depersonalisation erwächst, so stellt sich die Depersonalisation als passagèrer Interferenzzustand von zwei einander widerstreitenden, annähernd gleichstarken seelischen Strebungen dar. Es wäre nicht unpassend, diesen Zustand in Anlehnung an einen anderen Ausdruck der Psychopathologie als »unfreies Intervall« zu bezeichnen.

---

1) Schilder: Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage. 1925. S. 43.

Der in ihm empfundene Mangel an Gefühlen ist als Reaktionserscheinung auf einen Höchstaufwand an unbewußten Affekten zu verstehen. Ein Vergleich bietet sich hier dar: nehmen wir an, ein Staat habe lebhaften Appetit auf ein Stück überseeischen Landes, das er seinem Kolonialbereich einverleiben will. Wenn andere stärkere Mächte voraussichtlich jede Aktion, die zur Einverleibung des Landes führt, verbieten oder wenn die innere Lage eine solche unmöglich macht, wird es häufig vorkommen, daß der betreffende Staat sein Desinteressement an der Frage erklärt. Aber kein Politiker ist so unerfahren, dies als ernsthaftes Aufgeben des Planes anzusehen; jedermann weiß, daß es sich nur um einen zeitweiligen Verzicht unter Vorbehalt handelt. Die Depersonalisierung stellt eine Art zeitweiliger Anästhetisierung des Seelenlebens dar. Aber eine solche Anästhesie wird nur dort gebraucht, wo es gilt, den Schmerz zu verhindern oder zu mildern.[1] Dieser Präventiv- und Reaktionscharakter der Depersonalisation liefert Aufklärungen nach verschiedenen Richtungen hin.

II

Es ist zu betonen, daß die Depersonalisierten nicht nur qualitative, sondern auch mannigfache quantitative Veränderungen ihres Seelenlebens bemerken und beklagen.

---

1) Dieser Vergleich trifft besonders mit Hinblick auf jene Depersonalisationszustände zu, welche manche Menschen gerade in den wichtigsten und schicksalsbedeutenden Situationen ihres Lebens verspüren.

Es lassen sich zwei Hauptformen deutlich unterscheiden, die durch zahlreiche Übergänge verbunden sind. Die Kranken sagen, sie seien manchmal lustig oder traurig, aber es sei nicht die richtige Lustigkeit, die Trauer sei nicht tief, ihr Ärger hätte etwas Äußerliches, ihre Gefühle seien blaß oder nicht real usw. In anderen Fällen wird nur die Klage darüber laut, daß jedes auftauchende Gefühl der Selbstbeobachtung unterliege und so seinen elementaren Charakter verliere.[1] Andere Patienten betonen wieder, daß das Aktivitätsgefühl, das wir gewöhnlich mit unseren Regungen und Gedanken verbinden, verlorengegangen sei. Es denke in ihnen; es wird gefühlt oder gewünscht, aber die innere Anteilnahme fehle. Die zweite Hauptform ist durch den subjektiv empfundenen, völligen Mangel an Gefühlen, Triebregungen und Interessen charakterisiert. Die Kranken behaupten, weder Trauer noch Vergnügen zu verspüren, alles sei ihnen gleichgültig usw. Es wäre verlockend anzunehmen, daß in diesen beiden

---

1) Eine ähnliche Einstellung ist bei Frauen mit Anästhesie und bei Männern mit Potenzstörungen manchmal mit dem Sexualverkehr verbunden. So berichtet eine frigide Frau, daß sie während des Koitus völlig teilnahmslos sei und sich auf Selbstbeobachtung konzentriere. Manchmal müsse sie an völlig belanglose Dinge, etwa an ihre Kommissionen usw. denken. Als männliches Gegenstück sei der Fall eines Patienten erwähnt, der im Sexualverkehr nur schwache Empfindungen und Gefühle hatte, die er scharf beobachtete; er verhielt sich im Koitus passiv und machte keinerlei Bewegungen; auch zeigte er keine Anzeichen irgendeiner psychischen Teilnahme. Er berichtet in der Analyse, eine Prostituierte, mit der er in London in dieser Art verkehrte, habe ihn während des Aktes sarkastisch gefragt: „*Do you want a newspaper?*"

Formen die Abschwächung der Affekte die empfundene Affektlosigkeit einleite, daß sie sich wie Initialstadium und spätere völlige Ausprägung desselben Zustandes verhalten. Tatsächlich ist in einer ganzen Reihe von Fällen diese Abfolge zu konstatieren. Das Beobachtungsmaterial erweist sich aber der Allgemeingültigkeit einer solchen Annahme als ungünstig. Man muß vor allem darauf hinweisen, daß viele Fälle nur eine der beiden Formen zeigen, es bleibt etwa bei der Abschwächung der Affekte oder die völlige Affekt- und Interesselosigkeit setzt scheinbar unvermittelt plötzlich ein. Die psychologischen Differenzen der beiden Formen sind ebenso klar wie ihre Gemeinsamkeiten. Die Neurologen zeigten bisher wenig Interesse für solche Nuancierung. Die Kranken, deren gutes Recht, sich für ihre eigenen seelischen Zustände zu interessieren, schwer bestreitbar ist, zeigen indessen ein ausgezeichnetes Verständnis der Differenzen der zwei psychischen Situationen. Ein Depersonalisierter aus meiner Beobachtung, der beide Zustände an sich kennen gelernt hatte, hielt sie auch in der Beschreibung auseinander; er nannte jene Form, welche durch Gefühlsentfremdung und Gefühlsunechtheit mit Autoskopie charakterisiert wird, den Zustand des »Sichselbstzuschauens« oder weit treffender der »Entpersönlichung der Gefühle«; die andere Form völliger Gefühls- und Interesselosigkeit hatte er als «Gefühlsstarre« bezeichnet. Es empfiehlt sich tatsächlich aus diagnostischen und prognostischen Gründen, die beiden Zustände auch in der Namensgebung zu unterscheiden. Es sei vorgeschlagen, die erste mildere Form als Detache-

ment (des Affektes, des Interesses) zu bezeichnen, den Namen Depersonalisation im engeren Sinne für den Zustand der zweiten Art vorzubehalten. Die Notwendigkeit aus dem großen Symptomenkomplex der Depersonalisation den typischen Zustand des Detachements abzugrenzen, ergibt sich auch daraus, daß diese Art der Einstellung den Übergang zwischen pathologischen und normalen psychischen Situationen bilden kann.

Im Sinne unserer Auffassung der Depersonalisation als Abwehrerscheinung lassen sich beide Formen ungezwungen erklären und ihre Differenzen auf Verschiedenheiten der vorangehenden psychischen Situation zurückführen. Anders ausgedrückt: das Ausmaß der Reaktion wird sich in der Differenzierung dieser Formen Ausdruck verschaffen. Die Libidoentziehung wird sich z. B. als Reaktion auf ein Höchstausmaß von Libidobesetzung unter dem Einflusse einer äußeren Versagung durchsetzen. In diesem Falle wird sich scheinbar plötzlich und unvermittelt jene Form der völligen Interesselosigkeit einstellen. Der oben beschriebene Fall meiner Patientin, welcher das Zusammenleben mit ihrem Manne unmöglich erscheinen ließ, gehört z. B. in das Gebiet der Depersonalisation im engeren Sinne. Der Zustand entsprach vergleichsweise der Heftigkeit eines Sturzes aus großer Höhe, der eine schwerere Störung bringt als ein solcher aus mäßiger Entfernung. Aber auch die Reaktion aus einer gesteigerten Ambivalenzspannung kann zu solcher Depersonalisationsform führen. Die äußere Form, die der Gefühlsabschwächung des Detachiertseins, wird sich dann

durchsetzen, wenn die Libidoentziehung nicht plötzlich oder nicht in demselben Ausmaße erfolgt. Auch die Übergänge von der einen Form zur anderen werden von hier aus verständlich. Wenn die Zurückziehung der Libidobesetzung bis zu einem gewissen Ausmaße erfolgt ist, kann es zum Versuch der neuerlichen Libidobesetzung kommen, gegen den sich nun intrapsychische oder äußerliche Hindernisse erheben. Die dadurch bedingte reaktiv verstärkte Abwehr wird schließlich zu einer Ausdehnung und Intensivierung der Depersonalisation führen. Die Abmilderung oder Einschränkung der Depersonalisationserscheinungen wird zum Zeichen der neuerlichen Objektbesetzung.

Der Abwehrcharakter der Depersonalisation läßt sich in der analytischen Aufklärung ihrer Genese auf allen Gebieten erfassen: der Kranke, der sich durch lange Zeit mit aller verfügbaren Energie gegen quälende Gedanken zur Wehr gesetzt hat, steht ihnen nun affektlos gegenüber. Den ursprünglich überbetonten Gedanken ist ihre Affektbetonung entzogen.[1] Der Kranke hört sich gleichsam denken und sein Denken läuft jetzt automatisch ab, wie eine interne Grammophonplatte. Man hat sich offenbar um das Verständnis der psychischen Mechanismen solcher besonderer Gedankentätigkeit gebracht, wenn man sie als Ideenflucht im üblichen Sinne bezeichnet. Unter einem bestimmten Gesichtspunkte wäre freilich gegen diese Bezeichnung nichts einzuwenden. Man müßte es nämlich

1) Die Ähnlichkeit dieser psychischen Haltung gegenüber den eigenen Gedanken und der Affektlähmung der Zwangsneurotiker ist klar.

wagen, unter Ideenflucht gerade das Gegenteil dessen zu verstehen, was unsere Psychiater darunter meinen: die Flucht vor einer oder mehreren Ideen.

In bestimmten Fällen kommt es zu einer Denkhemmung, in der die Kranken klagen, daß sie nicht denken können. Die Beziehung dieses Symptoms zu den analogen Störungen der Zwangsneurose ist klar. Eine Patientin, die in einer Depersonalisation ihre Interesselosigkeit auch in dieser Unfähigkeit zu denken bemerkte, gab selbst die Erklärung, indem sie sagte: »Ich will lieber nicht denken, weil ich sonst zuviel denken müßte.« Diese Kranke, von der vorher bereits die Rede war, stellte eines Tages, nachdem ihre Gedanken durch viele Monate um ihren Mann gekreist hatten, überrascht fest, daß sie gar nicht mehr an ihn denke. Ihre Depersonalisation setzte damit ein, und verschob sich schließlich so weit, daß sie später erklärte, sie denke überhaupt nicht und »an nichts«.[1] Einmal erklärte die Patientin in jenem Übergangsstadium, das von der Depersonalisation zur neuerlichen Objektbesetzung führt, selbst, daß sie sich über ihre Affekt- und Interesselosigkeit nicht mehr wundere, da sie in letzter Zeit so vieles Schmerzliche erlebt habe. Mit dem jenen Kranken eigenen und eigenartigen psychologischen Verständnis setzte sie hinzu: »Gar nichts mehr fühlen, so ist es gut.« Die Wirksamkeit der Verschiebungs- und Verallgemeinerungstendenzen in diesem Falle war besonders leicht zu beobachten. Ein Patient, dessen scharf

1) Die analytisch nachweisbaren Durchbrüche dieses Nichtdenkens bezogen sich alle auf den Mann.

ausgeprägte Depersonalisation kurz nach Erhalt der Nachricht einer schweren Erkrankung des Vaters eingetreten war, zeigte neben völliger Interesselosigkeit und außerordentlicher Selbstbeobachtung, die sich bis auf die unwesentlichsten Details seines Tuns bezog, jene charakteristische Denkhemmung, die ihn anscheinend hinderte, irgend etwas zu denken. Er erklärte immer wieder, daß er weder in der Analyse, in der er sich fast apathisch zeigte, noch außerhalb der Stunde etwas denke. Meine Erklärungen, die ihm den Zusammenhang zwischen seiner aktuellen Haltung, jener Nachricht und der Übertragungseinstellung nahebrachten, hörte er höflich, aber völlig unbeteiligt an. Endlich gelang der Durchbruch, als er meinem Drängen in einer bestimmten Richtung nachgab. Ich schlug ihm, einem Rate Freuds folgend, vor, er solle das sagen, was zu denken ihm am fernsten liege, das Unmöglichste und Weithergeholte. Die nach einer Augenblickspause gegebene Antwort war: »Der Zusammenbruch des chinesischen Reiches.« Er meinte wohl, daß diese fernliegende Assoziation mir nun deutlich die Lächerlichkeit meines Versuches beweisen würde. Allein ich konnte ihn daran erinnern, daß er mir selbst einmal erzählt hatte, daß sich sein Vater als junger Arzt lange Zeit in China aufgehalten habe und dort die ersten Anzeichen der späteren ernsthaften Erkrankung aufgetreten waren. Die Depersonalisation klang dann in der analytischen Durcharbeitung der aktuell gesteigerten Ambivalenz rasch ab. Der Zusammenhang der Depersonalisation mit Zwangserscheinungen wird auch in anderer Weise in der Ana-

lyse der Klagen der Depersonalisierten auffällig. Eine Patientin Schilders führt als Beweis ihrer Gefühllosigkeit unter anderen Dingen an, sie würde in ihrem jetzigen Zustande keinerlei Eifersucht verspüren, auch wenn ihr Mann vor ihr hundert Frauen abküßte. Nachdem man die Verwunderung über solche Selbstverleugnung, die liebenden Gattinnen im allgemeinen nicht eigen ist, überwunden hatte, wäre es leicht zu erraten gewesen, daß der Abwehr eifersüchtiger Regungen in der Genese der Depersonalisation eine bedeutsame Rolle zugefallen sein muß. Wie in der Analyse der Zwangskranken wird auch in der der Depersonalisierten erkennbar, daß eine solche, unter anderen oder beiläufig angeführte Klage oder Konstatierung den eigentlich wesentlichen Gedanken enthält, der zur Erklärung der Krankheitsursachen und -motive führen muß.

III

Es macht einige Schwierigkeiten, Depersonalisationserscheinungen gegen andere, ähnliche Zustände abzugrenzen. So zeigt z. B. die pathologische, ja sogar die normale Trauer in bestimmten Phasen ihres Ablaufes einzelne Zustandsbilder, die man als Depersonalisation bezeichnen muß. Die der Trauer zugrunde liegende Ambivalenzspannung erklärt die Ähnlichkeit dieser Phasen mit denen der Depersonalisation. Indessen sind die typischen Züge der Depersonalisation nicht gleichmäßig in diesen psychischen Zuständen vertreten. Einmal tritt das Entfremdungsgefühl zurück, das andere Mal wird der

Mangel an Gefühlen und Empfindungen nicht beklagt, wieder ein anderes Mal tritt die Selbstbeobachtung nicht auffällig hervor. Dennoch ist der Zusammenhang mit den Depersonalisationserscheinungen unverkennbar. Die psychologische Verwandtschaft der Depersonalisationsphänomene mit den zwangsneurotischen und den manisch-depressiven Erkrankungen ist schwer zu übersehen, so groß auch die Differenz der Symptombildungen sein mag. Bestimmte Fälle von Zwangszuständen zeigen dieselbe anscheinende Gefühllosigkeit, die abnorm erhöhte Selbstbeobachtung, dieselbe Denkhemmung. Dort erscheint auch das Gefühl der Ichspaltung, des Wegfalles des Aktivitätsindexes der Strebungen und Gefühle. Hier wie in der Psychologie der manisch-depressiven Prozesse läßt sich der Ambivalenzkonflikt als der psychologische Ort erkennen, von dem die so befremdenden Erscheinungen ausstrahlen. In anderen Fällen wieder gibt es eine Anzahl der Depersonalisation ähnliche Züge, die sich doch in der einen oder anderen Richtung von ihr unterscheiden und trotz weitgehender Übereinstimmung die psychologische Differenzierung erkennen lassen. Nun läßt sich ohneweiters annehmen, daß manche Erscheinungen selbst der Depersonalisation zuzurechnen sind und nur innerhalb des Gefüges der Neurose Platz finden. Man muß allgemein anerkennen, daß sich Depersonalisationszüge in den meisten Neurosen eingesprengt finden, in vielen sich mit anderen Symptomengruppen verlöten und verschmelzen, so daß die reinliche Abgrenzung nur ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, bleibt. Es ist über-

haupt bemerkenswert, wie wenig Entgegenkommen die Natur den klassifikatorischen Bestrebungen der Gelehrten entgegenbringt.

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Affektlosigkeit und Interesselosigkeit der Depersonalisation keine vollkommene ist und daß die Kranken alle Merkmale echter Wahrnehmungen und Affekte zeigen. Man hat, wie mir scheint, zu wenig Wert auf zwei andere Züge gelegt. Die Klage über den Mangel an Gefühlen ist ja selbst Ausdruck eines Gefühles. Wie immer man über das Ausmaß und die Natur der erhalten gebliebenen Affekte denken mag, es kann nicht bestritten werden, daß die Entfremdung des Ichs und der Außenwelt, der Gegensatz zur früheren Einstellung von den Kranken lebhaft gefühlt wird. Es ist klar, daß die Kranken die Differenzierung zu ihrem früheren Gefühlsleben beklagen und sich gegen ihre gegenwärtige psychische Situation sträuben. Die Veränderung, die sie in sich und in ihren Relationen zur Außenwelt bemerken, wird keinesfalls rein sachlich registriert, wie es dem oberflächlichsten Blick scheinen mag, sie wird als schmerzlich empfunden. So weist die Klage der Depersonalisierten auf ein Stück Gefühls hin; nicht minder der in den meisten Fällen erhalten gebliebene Wunsch, lebhafte Gefühle wie früher zu verspüren. Hört man den Reden der Kranken zu, so empfängt man den Eindruck, sie wünschten nur zu fühlen, welcher Art immer die Gefühle auch wären, oder sie wünschten nur die Stärke und Lebhaftigkeit ihrer früheren Gefühle zurück. Die analytische Beobachtung der Depersonali-

sation vermag leicht zu zeigen, daß die Kranken zuerst und vor allem Liebe fühlen wollen und daß die anderen Regungen nur soweit als wünschenswert erscheinen, als sie unmittelbar oder mittelbar mit der Wiedererlangung der Liebesfähigkeit verknüpft sind. Auch hier drängt sich dem analytischen Beobachter die Ähnlichkeit mit den psychischen Mechanismen der Zwangsneurose auf.

Der zweite, zu wenig beachtete und erforschte Faktor ist die besondere Rolle der Selbstbeobachtung, sowie deren Verhältnis zum Trieb- und Affektleben in der Depersonalisation. Diese Selbstbeobachtung dient in erster Linie dazu, den eigenen Mangel an Strebungen und Affekten festzustellen, sowie die Unterschiede zu registrieren, die zwischen der jetzigen und der früheren psychischen Situation bestehen. Das Besondere an ihr ist, daß sie an die Stelle der Affekte getreten zu sein scheint oder zumindestens einen großen Teil der psychischen Energie, die vorher den bewußten Regungen und Gefühlen eignete, an sich gerissen hat. Sie war früher in keinem nennenswerten oder abnormen Ausmaße vorhanden, beansprucht jetzt die Hauptrolle im Seelenleben und scheint die Affekte aufgezehrt zu haben.[1] Wenn aber die Selbstbeobachtung an die Stelle der Triebregungen und Affekte getreten ist, muß sie selbst Spuren, ent-

1) Wie klar die Depersonalisierten selbst über diese dynamischen Verhältnisse urteilen, zeigt z. B. die Aussage Ka's (bei Österreich, S. 293): »Meine normale Persönlichkeit rückte mehr und mehr zurück. Das heißt, alle psychische Energie fließt der Selbstbeobachtung zu, sie saugt allmählich die anderen Prozesse, die sie ursprünglich nur beobachten sollte, auf.«

stellte Kennzeichen der ursprünglichen depossedierten Tendenzen aufweisen. Nach analytischen Grundsätzen ist das Vertretende in bestimmter Richtung die Fortsetzung des Ursprünglichen. Die Zwanghaftigkeit, das dem eigenen Willen Entzogene, sowie andere Züge verraten wirklich die Abkunft der Selbstbeobachtung aus dem Triebleben. Wir werden später, von anderen Gesichtspunkten aus, eine bisher unverstandene Bedeutung der Selbstbeobachtung in der Dynamik der Depersonalisation diskutieren.

Über die libidinöse Bedeutung der Selbstbeobachtung, ihren narzißtischen Charakter sowie die Zurückziehung der Libido ins Ich, die in ihr hervortritt, haben Schilder und Nunberg ausgezeichnete Auskünfte gegeben. Die libidinöse Ichbesetzung macht die Zurückziehung des Interesses auf das eigene Seelenleben verständlich, so wie die narzißtische Ichbesetzung in der Hypochondrie die Aufmerksamkeit auf die eigenen Körperorgane lenkt. Scharfsinnig setzt Schilder die Depersonalisation in Beziehung mit den hypochondrischen Phänomenen. Die Depersonalisation erscheint wirklich wie eine auf die Vorgänge des eigenen Seelenlebens gerichtete Hypochondrie. Auf der anderen Seite ist gerade in jenen Depersonalisationszuständen, die sich ohneweiters als Zwischenstadien des Ambivalenzkonfliktes erkennen lassen, klar, daß die Haßregungen von der Außenwelt abgelenkt wurden und sich gegen das Ich gekehrt haben. So ist die Libido, die vom Objekt abgezogen wurde, ebenso auf das Ich gerichtet, wie die dem Objekt geltenden Aggressions-

neigungen, die ja zum großen Teile selbst libidinöser Natur sind. Das unbewußte Prädominieren des einen oder des anderen Anteiles der Ambivalenzspannung wird nun für den Charakter der Selbstbeobachtung in der Depersonalisation entscheidend. Wo die Liebesregungen unbewußt waren, wird die Selbstbeobachtung weniger Schärfe und Unnachgiebigkeit, mehr narzißtischen als Kontrollcharakter haben. Die unbewußten Aggressionsneigungen treten in der unausgesetzten, fast quälerischen Art der Selbstbeobachtung hervor. Aber in allen Fällen der Depersonalisation hat die Selbstbeobachtung als solche einen auf das Ich gerichteten Sadismus freigemacht, sie hat masochistischen Charakter.[1] Die Vermutung liegt nahe, daß bei der Zurückziehung der Libido von den Objekten eine partielle Triebentmischung vor sich gegangen ist, welche die destruktiven Komponenten des Trieblebens stärker hervortreten ließ. Der Anteil der Wirksamkeit der Todestriebe führt wieder auf den Zusammenhang, der die Depersonalisation mit den Zwangsneurosen und Melancholien verbindet. Das Schuldgefühl des Zwangsneurotikers, die Insuffizienzgefühle der Melancholiker stehen dem Gefühl der Gefühllosigkeit in der Depersonalisation psychologisch nahe. Dies wird besonders in der Analyse von Grenzfällen klar, die nur eine partielle Depersonalisation zeigen und die sich in bestimmten Situationen bei vielen Menschen ergeben. Ich wähle folgendes Beispiel aus der Analyse einer psychologisch besonders

1) Im Sinne Pascals: »*Le Moi est haissable*«.

begabten Patientin: sie hatte die leidenschaftlichen Werbungen eines jungen Mannes zurückgewiesen und, da er sich als einer ruhigen Freundschaft unfähig erwies, ihn dazu veranlaßt, ins Ausland zu gehen. Plötzlich erschien der Unglückliche in ihrer Wohnung und verübte sozusagen unter ihren Augen Selbstmord. Während dieser Szene, des telephonischen Anrufes beim Arzte, aller jener kleiner Aktionen, die in solcher Situation notwendig waren, des Transportes des Sterbenden in das Spital, den sie mitmachte, verspürte sie keinerlei bewußte Gefühle als die Verwunderung darüber, daß sie keinerlei Affekt hatte und eine genaue Selbstbeobachtung. Darin mischten sich anscheinend affektlose Gedanken, die Monologform annahmen, wie etwa: »Du wolltest ja immer etwas Abenteuerliches, besonders Erregendes erleben. Da ist es ja. Warum spürst du denn gar nichts?« Andere Gedanken zeigten etwa eine Art affektlosen Selbstbeschimpfens, wenn man dies so nennen darf. Im übrigen fühlte sie sich in der für die Depersonalisation typischen Art als Automat, verrichtete mechanisch, aber präzise und zweckentsprechend alles, was die nicht alltägliche Situation erforderte und verblieb lange in dieser Art psychischer Erstarrung. Es ist keineswegs selten, daß sich Menschen gerade in den besonders entscheidenden und für ihr Seelenleben bedeutungsvollsten Stunden in dieser oder ähnlicher Art verhalten. Aber jene abgeschwächte Depersonalisation, die wir als Detachement bezeichneten, wird auch Situationen beherrschen, welche keineswegs die tragische Wucht der oben beschriebenen hatten: so erlebte eine Patientin

ähnliche Stimmungen während des Examens. Nichts von der Prüfungsangst und der Erregung, aber auch nichts von den sonstigen Affekten, die sonst den Geprüften bewegen, wurde von ihr verspürt. Das einzige Gefühl war das, irgendwie »nicht beteiligt«, »nicht dabei« zu sein; ihre Antworten erfolgten rein mechanisch, nur begleitet von dem Gefühl des Sich-Zuschauens. Hörte sie z. B. die Frage des Prüfenden, so hatte sie den Gedanken: »Das wirst du Blödian wieder nicht wissen«, nach ihrer Antwort: »Das war wieder eine dumme Antwort.« Dabei ärgerte sie sich aber nicht, auch fühlte sie sich nicht beschämt; alles, was sie fühlte, war anscheinend in Selbstbeobachtung aufgegangen. Dabei war die auf die Außenwelt gerichtete Aufmerksamkeit in keiner Art gestört. Übrigens ist die Aufmerksamkeit keineswegs immer beeinträchtigt. Ja sie kann sogar manchmal analog der Introspektion besonders geschärft und von ausgeprägter Sachlichkeit und Präzision sein. Ihr besonderes Kennzeichen wird eben der Ausfall des bewußten Interesses, das Fehlen der inneren Anteilnahme an den Vorgängen der Außenwelt sein. Man darf die Kranken, welche behaupten, die Personen ihrer Umgebung vag, wie durch einen Schleier oder als Schatten zu sehen, nicht mißverstehen. Diese Angaben sind nicht als Zeichen abgeschwächter Wahrnehmung aufzufassen. Ebensowenig sind sie freilich als Einbildung oder Simulation beiseite zu schieben. Sie haben ihren guten Sinn: sie sind als Ausdruck einer bestimmten, unbewußten Affekthaltung gegenüber der Umgebung zu verstehen und zu werten, wie wir bald sehen werden.

IV

Innerhalb der Depersonalisation beanspruchen Gedanken, die manchmal in unbestimmter Form auftauchen, manchmal ganz unzusammenhängend, ja sinnlos erscheinen, ein beträchtliches theoretisches und praktisches Interesse. Oft sind sie von der Natur der Zwangsgedanken, die wie Versprengte von einer entfernten Front das Gefüge der Depersonalisation durchbrechen. Ihre analytische Verfolgung führt jedesmal in den ätiologischen Kern der Depersonalisation. Ein Patient, der sich in einem ausgeprägten Depersonalisationszustande befand und eine besondere Affekt- und Interesselosigkeit zeigte, hatte einen solchen anscheinend unsinnigen Gedanken. Jedesmal, wenn er morgens aufwachte, dachte er drei Worte, über die er sich verwunderte: »Kopf — Schuß — Schluß.« Er sagte diese drei Worte vor sich hin, ohne zu wissen, was sie bedeuteten. Sie kamen ihm nur sinnlos und sonderbar vor, wenn er sich selbst sie sagen hörte. Aber die Depersonalisation war einige Wochen, nachdem er sich von der Untreue seiner Frau überzeugt hatte, eingetreten. Er meinte, daß er sie längst nicht mehr liebe, und jenes Ereignis schien ihn in keiner Art zu beunruhigen. Die Analyse der unsinnigen Worte, die er vor sich hin sagte, bewies, daß er unbewußte Selbstmordgedanken hatte, die mit der Enttäuschung an der noch immer geliebten und gehaßten Frau verknüpft waren.

Eine Patientin mit ausgeprägter Depersonalisation zeigte in der Analyse eine Besonderheit, die gerade bei der ver-

schlossenen, verhaltenen Art dieser Frau auffallend war. Sie sprach in den Depersonalisationszuständen, in denen sie immer wieder über ihre Gefühlsleere klagte, abgerissene Sätze vor sich hin, die ihr selbst Verwunderung einflößten und von denen sie nicht zu sagen wußte, was sie bedeuteten. Dabei war sie keineswegs in Absencestimmung; die Sätze tauchten einfach fertig in ihr auf, entsprangen ihrem Denken scheinbar ohne Zusammenhang und Vorbereitung wie Pallas Athene dem Kopf des Zeus. Sie war immer wieder überrascht darüber, was da zum Ausdruck kam, und stand diesen Sätzen, die sie ja nicht sagen wollte, ohne irgendein anderes Gefühl als das des Staunens und der Fremdheit gegenüber. Das völlige Passivitätsgefühl diesen ihren Gedanken gegenüber, ihre affektlose Aufnahme, die Verwunderung über sie sowie die sie begleitende Selbstbeobachtung wurden von ihr hervorgehoben. Sie verglich selbst diese Gedanken mit den Zeichen auf den Telegraphenstreifen, die mechanisch abrollen. Der Vergleich ist ausgezeichnet. Er weist auch auf die Entfernung von jenem Stück unbewußten Ichs hin, aus dessen Mitte die Gedanken auftauchten. Sie bezeichnete die Sätze, die sie sowohl in der Analysestunde als auch außerhalb mit völlig ausdrucksloser Stimme, gleichsam registrierend vor sich hinsagte, als »lächerliche, sinnlose Sätze« oder sprach von ihnen als von »diesen verrückten, unzusammenhängenden Worten«.[1] In jener Zeit, die dem

1) Man darf immer mißtrauisch werden, wenn die Menschen, die ja im allgemeinen zur Überschätzung ihrer gedanklichen Äußerungen

stärksten Ausdruck der Ambivalenzspannung gegenüber ihrem Manne folgte und die zu einer Depersonalisation führte, sagte sie etwa vor sich hin: »Aber ich fühle das gar nicht, was ich da sage. Es ist so, wie wenn ich es von einem Blatte Papier herunterlese.« In solchen Sätzen kam auch immer wieder die Ambivalenz, auf deren Grunde sich die Depersonalisation erhob, zum Durchbruch: es waren sozusagen zweizeitige Sätze, deren einer die Liebesregung, der andere die Haßtendenzen befriedigten. So sagte sie ohne irgendeinen Gefühlston nacheinander: »*I love him, I hate him; I want to go to the devil, I want to be helped; I want to cry, I do not want to cry; I do want to feel something, I do not want to feel anything.*« Jedem solcher unmotioneller registrierender Sätze folgte inhaltlich das kontradiktorische Gegenteil. Dabei fühlte sie sich leer, gefühllos »wie eine Puppe«.[1]

---

neigen, so geringschätzig von ihren intellektuellen Leistungen sprechen. In einem Vortrag in der Wiener analytischen Vereinigung zeigte Dr. Feigenbaum (NewYork), daß noch in den Eknosien, dem absichtlichen Unsinnsprechen (etwa beim Kartenspiel usw.), sich ein unbewußter Zusammenhang und ein latenter Sinn nachweisen lasse. Professor Freud bemerkte in der nachfolgenden Diskussion, daß es überhaupt schwer sei, bewußt Unsinn zu sagen, während die Bücher vieler Gelehrten voll von unbewußtem Unsinn seien.

1) Diese »sinnlosen« Sätze tauchen gewiß nicht nur in den Depersonalisationszuständen auf. Einer meiner Patienten hörte sich, als er, als Dreizehnjähriger bei seinem Onkel zu Tisch geladen, gefragt wurde, ob er noch von einer Speise wünsche, zu seiner Bestürzung laut antworten: »Vater unser, der du bist im Himmel, vergib uns unsere Schuld.« Erst viele Jahre später erfuhr er in der Analyse, was diese Worte bei solcher Gelegenheit bedeuteten und warum er sie gerade in dieser Situation sagen mußte. Die Verbindung solcher unbewußt

Dem Phänomen der affektlos gesprochenen und gehörten Worte steht ein anderes nahe, dessen psychische Beziehungen zur Depersonalisation völlig klar zutage liegen: es ist dies das Gefühl, sich selbst zuzuhören und zuzusehen, während man spricht. Die vorher erwähnte Patientin machte z. B. während einer Depersonalisation einen Besuch bei einer Freundin. Während sie mit ihr sprach, hörte sie sich selbst zu, fand, daß sie keinerlei Gefühl hatte, sie nichts interessiere, weder das, was die andere noch, was sie selbst sagte. Sie fühlte nur das »*feeling of looking on*«, wie sie das nannte. Ihre Worte kamen ihr nach einiger Zeit unrichtig vor, ihr Tonfall falsch, ihre Haltung künstlich und ihre Bewegungen unnatürlich. Bei anderen Gelegenheiten war die Kritik des eigenen Ichs nicht so vordringlich; dafür das Gefühl der Gefühllosigkeit, des Interessenmangels sowie eine minutiöse Selbstbeobachtung, der kein Detail des eigenen Handelns und Denkens entging. Einer meiner Patienten, der zu seinem sterbenden Vater gerufen wurde, verspürte auf dem langen Wege dahin, den er in aller Eile zurücklegte, eine besondere Art völliger Gefühlsleere, gepaart mit Selbstbeobachtung, über die er sich gerade in dieser Situation wunderte. Während des Laufens sprach er manchmal abgerissene Worte vor sich hin, wie: »Schrecklich« oder »Mein Gott«; er fühlte aber dabei, wie er versicherte, gar nichts und wunderte sich darüber, warum er das sage.

gesprochener Worte und Sätze mit den von mir als Geständniszwang bezeichneteten seelischen Tendenzen sowie mit den Vorgängen der Wiederkehr des Verdrängten ist klar.

Ein Stadium der partiellen Depersonalisation gehört, wie bereits bemerkt, mehr oder minder zum regelmäßigen Ablauf der Trauerarbeit. In ausgeprägten Fällen beherrscht diese Art der psychischen Erstarrung sogar den größten Teil der Trauerzeit. Sie wird dadurch charakterisiert, daß im Gegensatz zu den starken Gefühlen, die man nach einem erschütternden Ereignis erwarten sollte, eine völlige Gefühlsleere oder- kälte empfunden wird. Die Differenz zwischen der zumindestens bewußt verspürten Gefühlserstarrung und der erwarteten, ja geforderten Gefühlssteigerung wird von dem Einzelnen als peinlich empfunden. Während in den meisten Fällen nur eine Verwunderung darüber platzgreift, steigert sich das Gefühl über solch eigene Affektlosigkeit in anderen bis zum schwer Ertragbaren, ja bis zur Verzweiflung. Die Beschreibung, welche diese Personen von ihren psychischen Vorgängen geben, läßt keinen Zweifel daran, daß es sich um Depersonalisationserscheinungen verschiedener Arten handelt.[1] Sie werden verständlich, wenn man sich Genese und psychische Mechanismen der Trauerarbeit, wie sie uns besonders durch Freud bekannt geworden sind, vor Augen hält. Die Trauerarbeit geht vom Verlust des Liebesobjektes aus und steht im wesentlichen unter dem Einflusse des Ambivalenzkonfliktes und der unbewußten Selbstvorwürfe der trauernden Personen. Von hier aus

1) Das ausgezeichnete Beispiel einer scharfen, für die Depersonalisationseinstellung charakteristischen Schilderung solcher Zustände nach dem Tode einer nahestehenden Person in Tolstois selbstbiographischem Buche »Kindheit, Jugend« sei besonders hervorgehoben.

ist die Differenz zwischen dem erwarteten Gefühlsaufwand und der wahrgenommenen Gefühllosigkeit zu erklären. Diese Einstellung ist so häufig und typisch, daß man sich getrauen könnte, von einer Trauerdepersonalisation zu sprechen. In Wirklichkeit handelt es sich natürlich nicht um Gefühllosigkeit, — sowenig wie in anderen Formen der Depersonalisation, — sondern um den Ablauf eines komplizierten psychischen Prozesses. In diesen haben die beim Gedanken an den Verstorbenen auftauchenden Schmerz- und Trauergefühle solange mit den ihnen widerstrebenden Regungen der Befriedigung und Genugtuung über den Tod zu ringen, bis sie einander annähernd paralysieren, ein schwer beschreibbares Kräftespiel, das nur scheinbar in die seelische Gleichgewichtslage ausläuft. Der Unterschied wird klar, wenn wir die Lage eines Körpers, der von zwei annähernd gleichstarken, physikalischen Kräften nach entgegengesetzten Richtungen hin bewegt wird, mit der eines Objektes in Ruhelage vergleichen.

Die fast ununterbrochene Introspektion des Seelenlebens der eigenen Wahrnehmungen und Empfindungen, die an Stelle der unmittelbaren Gefühlsäußerungen getreten ist, hat in solchen Fällen oft einen auch bewußt als quälend und zwanghaft empfundenen Unterton. Diesem Zug gesellt sich meistens ein anderer, der kaum weniger störend wirkt: es ist dies das Gefühl, daß die Umgebung von uns laute oder zumindestens sichtbare Zeichen des Schmerzes oder der Trauer erwartet und eine Art Vorwurf, daß man diese Gefühle nicht verspüren und noch weniger zeigen könnte. Jeder Versuch, solche Gefühle

zu zeigen, läßt sie sogleich als unecht oder nur auf äußere Wirkung berechnet erkennen. Es wird vom analytischen Standpunkte aus leicht verständlich, in welcher Art und nach welcher Richtung das Über-Ich diese psychische Situation entscheidend beeinflußt. Es ist in der Selbstbeobachtung als kritische Instanz wirksam und hat einen gewichtigen Anteil sowohl an der Genese der Affektunfähigkeit, als auch an den damit verbundenen peinlichen Gefühlen. Schließlich läßt es die unbewußten Selbstvorwürfe auf Grund der eigenen verdrängten Feindlichkeit gegen den Verstorbenen entstellt und in einer Projektion auf die kritische Beobachtung und Haltung der Umgebung wiederauftauchen. Dieses letztere Phänomen hat sekundären Charakter, da es eine introspektiv wahrgenommene Differenz unter die Gesichtspunkte der sozialen Beurteilung rückt, auf die antizipierte Anschauung der Umgebung verschiebt. Wir wissen aus der analytischen Lehre von der Genese der kritischen Instanz, daß es sich in diesem Ablauf eigentlich um eine partielle Regression auf ein noch früheres Stadium der Ichentwicklung handelt. Indessen ist auch bei dieser Projektion zu konstatieren, daß ein Stück seelischer Erleichterung mit ihr verknüpft ist.[1] In der Fortentwicklung der Ambivalenz-

1) Das Ursprüngliche, von dem die Projektionen ausgehen, sind ja unbewußte Selbstvorwürfe wegen der Feindseligkeit gegen den Toten. In eigenartiger Form und Verkleidung tauchen Selbstvorwürfe auch in der Trauerdepersonalisation auf. So erklärte ein Depersonalisierter bei solcher Gelegenheit: »Ich fühle, ich sollte jetzt sehr, sehr traurig sein. Aber ich bin nicht traurig, natürlich bin ich auch nicht lustig,

spannung sowie in Reaktion auf die (wirkliche oder phantasierte) Einstellung der Umwelt zu der Gefühlskälte der trauernden Person kann es zu einer Triebentmischung kommen, in der sich der Hinterbliebene gegen diese Art der Beurteilung seitens der Umwelt auflehnt und sich des wirklichen Charakters seiner Gefühle gegenüber dem Verstorbenen teilweise bewußt wird. Hier kommt es also zum Durchbruch der latenten Gefühle, ja in dieser Auflehnung wird noch hinter der äußerlich zur Schau getragenen, als unecht empfundenen Trauer die ursprüngliche Liebesregung gefühlt. (»Was wissen denn die anderen davon, was ich fühle!«) Anderseits können der Haßanteil der Ambivalenz und Vorwürfe gegen den Verstorbenen sowie das Gefühl der Befriedigung über dessen Tod durch die

---

ich fühle nichts, absolut nichts. Es ist, wie wenn ich ein Stück Holz wäre.« Von einer anderen Gelegenheit berichtet er ähnlich: »Ich fühlte, ich sollte jetzt einen schrecklichen Zorn haben, es ist wie eine Pflicht, wie ein Sollen, aber ich fühlte nichts und das war quälend.« Ähnlich wie in der Zwangsneurose ist auch in der partiellen Depersonalisation eine Verschiebung auf ein Detail konstatierbar, das sich der betreffenden Person aufdrängt und von ihr als unpassend, absolut deplaciert oder störend empfunden wird. Während der ersten Stunden nach dem Tode des Vaters beschäftigte sich ein Patient mit der Frage, welche Krawatte er jetzt tragen solle; daneben empfand er nur Verwunderung, warum er keinerlei Schmerz fühle, und eine starke Selbstbeobachtung. Er mußte auch denken, daß er wieder schwarze Kleidung tragen müßte, wenn im nächsten Jahr die Mutter stürbe. Die Identität mit der Zwangsneurose im Vorgang der Wiederkehr des Verdrängten wird in dem Gedankenzug klar, den ein Depersonalisierter nach dem Tode eines nahen Verwandten hatte. Er verwunderte sich über seine Gefühllosigkeit und dachte: »Ob ich auch nichts fühlen würde, wenn meine Mutter stürbe oder mein Kind gefährlich krank würde.«

Triebentmischung zum Bewußtsein durchbrechen. In manchen Fällen zeigt sich später auch im Gegensatz zu der Depersonalisation und dem damit verbundenen Fehlen starker Gefühle, daß eine Affektverschiebung stattgefunden hat. Diese läßt den dem Anlaß angemessenen Affekt bei irgendeiner anderen, scheinbar gleichgültigen Gelegenheit zum Durchbruch kommen.[1]

In den meisten Fällen dieser Trauerdepersonalisation ist übrigens eine Steigerung der nach außen gerichteten Aufmerksamkeit zu konstatieren. Es ist indessen auffällig, wie sehr die sonst latente Ichbezogenheit der äußeren Eindrücke dabei hervortritt. In diesem Zuge zeigt sich die Verbindung der besonderen Natur der nach außen gerichteten Aufmerksamkeit der Depersonalisierten mit ihrer Selbstbeobachtung. Die Landschaft wird nicht sachlich oder ästhetisch betrachtet, sondern ihr Bild wird nur mit den eigenen Erinnerungen oder Affekten verknüpft; das Benehmen der Menschen ringsum wird nur zum Vergleich mit der eigenen Haltung und den eigenen Gefühlen herangezogen. Das Stückchen Scheinobjektivität, das wir uns mühsam erworben haben, fällt ab. Unverhüllt liegt das Egozentrische, grob Ichbezogene, welches der unveränderlichste Teil von uns ist, zutage.

---

1) Ein gutes Beispiel solcher Trauerverschiebung bei Freud, Die Geschichte einer infantilen Neurose. (Ges. Schriften Bd. VIII): die Trauer des Patienten über den Tod seiner Schwester.

V

Die Depersonalisation mündet, falls sie nicht stationär bleibt, in einen Triebdurchbruch und zeigt noch so in ihrem Ausgang ihren triebhaften Unterbau. Die Neurose oder Psychose, der die Depersonalisation so oft als ein Vorstadium entspricht, zeigt, von welcher Art die unbewußten seelischen Mächte waren, die von der Depersonalisation in ihrem Vordringen gehemmt werden sollten. Das Verdrängte kehrt in der Neurose und Psychose in entstellter Form wieder, nachdem es das Bollwerk der Depersonalisation überwunden hat. Der psychische Charakter sowie dieser beschriebene Ausgang der Depersonalisation legt Zeugnis dafür ab, daß in ihr selbst der Konflikt zwischen den Triebregungen und den Abwehrtendenzen sozusagen hinter den Kulissen weitergeführt wird und sie selbst eine Kompromißbildung zwischen diesen beiden darstellt.

Die libidinösen Krankheitsgewinne der Depersonalisation sind von Schilder und Nunberg bereits hervorgehoben worden. Beide Autoren haben es indessen versäumt, auf die Befriedigung des unbewußten Masochismus, der in der Depersonalisation bemerkbar wird, hinzuweisen. Die Depersonalisation ist, wie schon ihr Name andeutet, eine bewußt gefühlte Einbuße des Wertvollsten und Lebendigsten der Persönlichkeit, ihrer Empfindungen, Gefühle und Triebstrebungen oder zumindestens des Aktivitätsgefühles, welches diese psychischen Akte in normalem Zustande begleitet. Man kann dies konstatieren, ohne weiter darauf einzugehen, daß das Aktivitätsgefühl

selbst der Ausdruck einer unserer hartnäckigsten Illusionen ist. Es scheint, daß gerade der Ausfall dieser Illusion für jene andere Illusion, die Geschlossenheit der Persönlichkeit, eine besondere Bedeutung hat. Nunberg hat richtig beobachtet, daß er unbewußt als Kastration empfunden und gewertet wird.[1] Die feminine Seite der masochistischen Triebbefriedigung wird so auch in der Depersonalisation ersichtlich. Daß das Bewußtsein, der lebendig gefühlten Aktivität des Psychischen beraubt zu sein, ein Stück unbewußter Selbstbestrafung darstellt, ergibt jede genauere analytische Beobachtung der Kranken. Die Affektlähmung der Depersonalisation enthält ebenfalls ein Stück Selbstbestrafung. In manchen Fällen könnte man den Eindruck gewinnen, daß es bereits eine seelische Erleichterung bedeuten würde, wenn sich die Kranken unglücklich fühlten. Dies kann nicht richtig sein, enthält aber einen richtigen Kern. Es handelt sich nämlich darum, daß eine psychische Entlastung eintritt, wenn es gelingt, die vorhandenen Unlustgefühle zum Bewußtsein und zum Ausdruck zu bringen. In einzelnen Fällen wird es dem Analytiker klar, daß die Kranken auch durch ihr tiefes, unbewußtes Schuldgefühl daran gehindert werden, ihren Schmerz bewußt zu verspüren und zu äußern. Die psychologische Beobachtungsgabe Dostojewskis hat gelegentlich ein Stück dieses see-

1) Es ist bemerkenswert, daß sich sogar die eigenen psychischen Phänomene unter dem Bild der Kastration repräsentieren können. Ein Patient beschreibt seinen Zustand der Ichspaltung und sagt, er fühle sich »wie entzweigeschnitten«.

lischen Mechanismus erfassen können. So erklärt der verkommene Beamte Marmeladoff in »Radion Raskolnikoff«, er trinke nicht etwa der Fröhlichkeit wegen, er betrinke sich vielmehr, um seinen Kummer zu fühlen und um weinen zu können. Das will heißen, um die Gefühlsstockung zu überwinden und den Schmerz, der latent in ihm ist, bewußt zu verspüren und sich durch Weinen davon zu befreien. Auch die als peinlich empfundene Selbstbeobachtung, die zwanghaften Charakter hat, gehört in den Rahmen der unbewußten Selbstbestrafung. Die Zensur des Über-Ichs ist zwar in der Depersonalisation nicht in ihrer Strenge wie in der Zwangsneurose, wohl aber in ihrer Schärfe gesteigert. Sie hat auch ihr Bereich außerordentlich ausgedehnt, da ihr alle Akte unterliegen.[1] Die Selbstquälerei, die in solcher kontinuierlicher Selbstkontrolle liegt, dient eben der Befriedigung eines narzißtischen Masochismus. Der Charakter dieses Masochismus als eines gegen das Ich rückgewendeten Sadismus wird in der Psychogenese der Depersonalisation klar: es sieht so aus, als wäre die Triebverwandlung mit der partiellen Ablösung der Libido von

1) Nunberg bemerkt (S. 32), daß im Gegensatz zur Melancholie, in der das Ich gegenüber dem Ichideal unterliegt, in der Depersonalisation nur beklagt und registriert wird, daß das Ich die Ansprüche des Ideals nicht erfüllt, ohne jedoch zu weiteren Reaktionen wie bei anderen Krankheitsformen zu führen. Diese Behauptung darf nicht unwidersprochen bleiben: die Klage und das Registrieren ist ja bereits ein Anzeichen der Bemühung, einer inneren Störung Herr zu werden. Die Selbstbeobachtung aber beweist, daß dem Ich ein ungewohntes Maß kritischer Aufmerksamkeit zugewendet ist. Man kann sagen, daß

der Außenwelt und ihren Objekten verknüpft. Es ist so, als wäre die Konzentration auf das Ich nicht restlos geglückt und dieses Mißglücken fände auch in der Triebumwandlung in den Masochismus Ausdruck. Eine Patientin litt in ihrer Pubertät unter passagèren Depersonalisationen, die in masochistische Aktionen ausliefen. So konnte sie, als ihr Bruder einen Fuß brach und heftige Schmerzen hatte, in sich keinerlei Gefühle wahrnehmen und beschrieb ihren Zustand als »*dumb, numb, feelingless*«. Sie konnte diese seelische Situation nur eine gewisse Zeit aushalten. Ihr Zustand wurde ihr immer quälender, so daß sie sich schließlich mit Nadeln ins Fleisch stach, um irgend etwas zu fühlen. Ist so die Depersonalisation von dem dem Ich zugewandten Sadismus beherrscht, so fehlt es keineswegs an Versuchen, diese Einstellung durch sadistische Durchbrüche nach außen zu lockern. In diesen Zügen wird nicht nur die Abkunft des Masochismus regressiv erkennbar, sondern auch ein Stück der erhalten gebliebenen Triebregung ersichtlich. Bedenken wir, daß die Depersonalisation immer nur einen Teil der Persönlichkeit ergriffen hat. Es gibt nur eine partielle De-

---

in der Depersonalisation das Ich dem Über-Ich zu unterliegen droht. In diesem Sinne darf man die Depersonalisation als den »narzißtischen Psychoneurosen« nahestehend bezeichnen. Der Charakter der Selbstbeobachtung steht dem der Selbstanklagen der Melancholiker keineswegs ferne: die Klagen sind eigentlich Selbstanklagen. Der Libidomangel wird von den Depersonalisierten unbewußt als Schuld empfunden. Es wurde oben nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die mit zwanghafter Stärke auftretende Selbstbeobachtung den moralischen Masochismus befriedigt.

personalisation; zumindestens außerhalb der klinischen Lehrbücher. Es erscheint merkwürdig, daß die sadistischen Triebzeichen, welche in der Symptomatologie der Depersonalisation allerdings verhüllt auftreten, bisher keine Beachtung gefunden haben. Und doch sind sie in der Beschreibung, welche die Kranken von ihren Eindrücken aus der Außenwelt geben, nicht zu übersehen. In der Kasuistik finden wir bei Heymans, Geißler, Oesterreich, Ball, ja bei allen Autoren zahlreiche Angaben, die gebieterisch in diese Richtung weisen. Gottfried spricht davon, er könne die Personen seiner Umgebung erschlagen wie Holzpuppen. Ka. sah einmal zwei bis drei Minuten lang die Menschen um sich herum als Maschinen. Balls Kranker nennt die Personen seiner Umgebung wenig liebenswürdig »Dinge«. Ein Kranker meiner Beobachtung sah alle Menschen als Schatten und verglich sie mit den Gestalten der Unterwelt; einem anderen erschienen sie als irgendwie plattgedrückt.

Die Menschen erscheinen wie Figuren eines Traumes (Krishaber), wie Phantome (Deny), wie Marionetten (Hesnard), wie Sachen (»*choses*«, Ball). Nun ist kein Zweifel daran, daß wir alle nicht mehr sind wie Schatten und daß die Nichtigkeit und sinnlose Vergänglichkeit des Menschenlebens in den Beschreibungen der Depersonalisierten einen guten Ausdruck finden. Manchmal möchte man sogar meinen, daß Bezeichnungen, wie Puppen, Marionetten oder Sachen, auf wirkliche Personen angewandt, eine niedrige Schmeichelei darstellen. Aber der Wahrheitsgehalt der Angaben steht nicht zur Diskussion.

Die Narren Shakespeares, denen der Dichter die tiefsten Weisheiten in den Mund gelegt hat, bleiben dennoch Narren von besonderer spaßhaft-bitterer Art. Wir haben hier nur hervorzuheben, daß das Gemeinsame der Eindrücke in der Depersonalisation das Zurücktreten der Lebhaftigkeit — hier im Sinne der Lebendigkeit — ist. Wenn die Depersonalisierten sagen, daß ihnen die Personen und Dinge der Außenwelt wie Puppen erscheinen, wie Schatten, wie von Schleiern umgeben, undeutlich und wenig oder gar nicht lebendig, so bedarf es schon einiger Übung im Übersehen, um nicht in diesen Ausdrücken das Durchbrechen von unbewußten Todeswünschen und feindseligen Regungen zu erkennen. So meint Schilder (Medizinische Psychologie, S. 258), die Änderungen im Wahrnehmungsbilde beruhen darauf, daß die Patienten ihre Erlebnisse nicht anerkennen, »es sind widersprochene Wahrnehmungen.« Er beruft sich auch auf das Flachsehen, über das solche Patienten oft klagen. Aber diese Auffassung Schilders könnte leicht den Eindruck erwecken, es handle sich lediglich um Vorgänge der Realitätsfunktion. Indessen wird die unbewußte Feindseligkeit gegen die Außenwelt, welche die Depersonalisierten in ihren hier unbestimmten, ziemlich vagen Aussagen verbergen, in der Analyse erkennbar. Das Flachsehen der äußeren Objekte ist so unbewußt ein Vernichtungsäquivalent; die Personen werden sozusagen an die Wand gedrückt. Der Eindruck der Entfernung und Entfremdung der äußeren Welt liegt psychologisch auf einer Linie, an deren Endpunkt die Weltuntergangsphantasie der Schizophrenie zu

finden ist. Nicht nur die Abziehung der Libido, sondern auch die unbewußte Feindseligkeit hat in diesen Symptomen ihren Ausdruck gefunden.[1]

Es versteht sich, daß es sich nicht bloß um die Auswirkung einer sadistischen Herabsetzungstendenz handelt, wenn die Depersonalisierten die Personen rings um sie als Puppen, Maschinen, Schatten bezeichnen. Es muß vielmehr auch so sein, daß sie das Empfinden der eigenen Affektlähmung und Unlebendigkeit auf die anderen Personen unbewußt projizieren. Sie leihen ihnen sozusagen Qualitäten, die sie unbewußt in sich wahrnehmen. Wir stoßen so indirekt auf feindselige Regungen und Todeswünsche gegen das eigene Ich. Dieser Zug drängt sich dem analytisch geschulten Beobachter in der Wortwahl der typischen Beschreibungen, welche die Depersonalisierten von ihren psychischen Zuständen geben, auf: »Ich bin nicht ganz da«, »Ich fühle mich nicht lebendig«, »Ich komme mir selbst wie eine Sache vor« usw. Ein Patient Krishabers sagt, es sei, wie wenn er nicht existierte, eine Patientin Försters bemerkt: »Ich bin nicht mehr, es ist alles aus.« Ein Depersonalisierter aus meiner Beobachtung klagt immer wieder: »Es ist, wie wenn ich nur halb existierte« und spricht von seinem seelischen Zustande als von einer

---

1) Das dieser Einstellung entsprechende unbewußte Schuldgefühl wird sich dann in jenem Gefühl des Allein- oder Verlassenseins, des »*isolement cosmique*«, über das ein Depersonalisierter klagt, äußern. Die Es-Dur-Akkorde des Mahlerschen Liedes: »Ich bin der Welt abhanden gekommen« (*molto lento e ritenuto*), geben vielleicht diese Depersonalisationsstimmung wieder.

»Gefühlslethargie«. Die oft gehörte Klage des Wie-tot-seins und des Gefühles der Automatenhaftigkeit wird so nachdrücklich erhoben, daß man mit diesen Aussagen psychologisch Ernst machen muß.

Die analytische Erforschung der Depersonalisation, ihrer Psychogenese sowie ihrer Mechanismen zeigt, daß die Störung der Liebesfähigkeit im Mittelpunkte der Klagen über die Gefühllosigkeit steht und wie sehr die Todeswünsche gegen das Ich mit diesem Zuge zusammenhängen. Wer Liebe nicht fühlt, ist nicht lebendig, ist ein Automat.[1] Liebe nicht fühlen können, ist unbewußt mit Totsein identisch.[2] Es muß auch hervorgehoben werden, daß die Wiederherstellung der Liebesfähigkeit zur Aufhebung der Depersonalisation führt. So fügt sich auch der seelische Partialtod der Depersonalisation den in diesem Zustand unbewußt wirksamen Selbstbestrafungstendenzen ein.[3]

Wir haben anzunehmen, daß in der Depersonalisation eine teilweise Regression auf die sadistisch-anale Phase

---

1) Man denke etwa an die Enttäuschung Hoffmanns in Offenbachs »Hoffmanns Erzählungen«: Olympia ist ein Automat.

2) »Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben« (Goethe).

3) Manchmal gelingt es den Kranken selbst, die Rückwendung sadistischer Triebimpulse gegen das Ich dem Bewußtsein nahezubringen. So sagte eine Patientin in ihrer Depersonalisation: »*I feel like a stone, like a stone on anybodys neck.*« Ein anderes Mal konnte sie nachträglich den psychischen Zusammenhang rekonstruieren, der in der Depersonalisation wirksam war; sie erklärte: »*Instead of knowing that you want to kill someone else, you wipe yourself out*«.

der Libidoentwicklung stattfindet. Die Gefühlszurückhaltung, als welche wir die angebliche Gefühllosigkeit der Depersonalisation auffassen müssen, gehört triebpsychologisch der Analerotik an, die Selbstbeobachtung sowie die von uns erschlossenen Todeswünsche dem gegen das Ich rückgewendeten Sadismus.[1] Die Regression auf die primitiv narzißtische Einstellung ebenso wie der Wortlaut der Klagen der Kranken lassen erkennen, daß in der Depersonalisation ein tieferer, aus der Kinderzeit stammender Wunsch wieder nach Erfüllung strebt: der Wunsch der Rückkehr in den Mutterleib.

VI

Wir sind früher zu einer Unterscheidung zweier Hauptformen der Depersonalisation gelangt: in der ersteren dumpferen — man könnte sagen unbewußteren — steht das Gefühl der Interesselosigkeit und der Gefühlsstockung im Mittelpunkte. Die Kranken machen den Eindruck einer fast gewollten Resignation; ihre Klagen haben einen leisen, doch spürbaren Charakter der Wehmut. Die Selbstbeobachtung ist bereits vorhanden, doch hat sie noch nicht die ausschließliche Herrschaft über das bewußte Seelenleben an sich gerissen. Die zweite Form ist durch besondere Schärfe der Selbstbeobachtung sowie durch das gesteigerte Sträuben gegen die eigene Affektleere und

1) Wir verweisen hier wieder auf die nahestehende Affektion der Zwangsneurose, in der sadistische und analerotische Triebregungen eine so prävalente Rolle spielen.

Interesselosigkeit gekennzeichnet. Es wird für den analytischen Beobachter erkennbar, daß es sich in dieser Form nicht nur um eine Abwehrerscheinung handelt, sondern daß sie bereits einen Genesungsversuch darstellt. Es ist diejenige Form oder Phase, die entweder wirklich zum Durchbruch und damit zur Realanpassung führt, oder durch Übermächtigwerden des Abgewehrten in die Neurose oder Psychose überleitet.

Die Frage, wie sich die Depersonalisationsphänomene unter den Gesichtspunkten der Verdrängungstheorie verstehen lassen, ist keineswegs so einfach, wie sie sich einzelnen analytischen Autoren darstellt. Folgen wir Nunberg, so sind die Fremdheitsgefühle der Ausdruck der einleitenden Verdrängungsphase. Diese Behauptung scheint mir zu weitgehend zu sein. Es ist vielmehr so, daß die Depersonalisation nicht im Zeichen des speziellen Verdrängungsmechanismus, sondern in dem der allgemeinen Abwehr steht.[1] In den meisten Fällen der Depersonalisation handelt es sich um die Abwehr gegen einen Triebanspruch, der vom Ich ausgeht. Manchmal kann man in der Depersonalisation eine Abwehr gegen ein Wiederauftauchen des Verdrängten erkennen. Die Fremdheitsgefühle sind sonach eher Ausdruck der Abwehr gegen ein Stück unerwünschter Realität oder ein wiederauftauchendes Verdrängtes, aber nicht das Zeichen eintretender Verdrängung. Die Selbstbeobachtung der Depersonali-

1) Über den Unterschied von Verdrängung und Abwehr siehe Freud, Hemmung, Symptom und Angst. 1926. S. 122 f.

sation erklärt sich nicht nur aus einem Rückfluten der Libido ins Ich, sondern auch aus der Schutzreaktion des Ichs auf eine Triebverstärkung, der sie im Dienste der Zensur entgegenwirkt. Sie soll das Auftauchen unliebsamer Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gefühle verhindern. Die Abwehr der Wiederkehr des Verdrängten in der Depersonalisation erfolgt so auf zweierlei Arten: durch erhöhte Wachsamkeit sowie durch Entzug der Libido, der sich dann mittels der Mechanismen der Verschiebung und Verallgemeinerung über das ganze Seelenleben ausbreitet. Bei der Unanschaulichkeit der Beziehungen, die wir zu erfassen haben, wird uns vielleicht ein Vergleich gute Dienste leisten. Die Rolle der Libidoentziehung und die der Selbstbeobachtung ist den Maßregeln vergleichbar, welche eine Abteilung beim Heranrücken einer übermächtigen, feindlichen Armee ergreift. Die bedrohte Abteilung zieht sich auf eine gesicherte Position zurück, in der sie keinen überraschenden, feindlichen Angriffen ausgesetzt ist, und das Vorgelände wird durch Scheinwerfer, Patrouillen usw. beständig abgesucht, um jedes Anrücken des Gegners frühzeitig zu bemerken. Aus der dargestellten psychischen Dynamik wird es verständlich, welche Stellung die Entfremdungsgefühle in der Depersonalisation einnehmen und wie sie zur Neurose und Psychose überleiten. Die Entfremdung der Außenwelt entspricht der Abwehr eines peinlichen Stückes äußerer Realität, dem man sich zu entziehen sucht, die Entfremdung des Ichs entspricht einer Abwehrreaktion gegenüber einem peinlich empfundenen, unbewußten Stück

der Persönlichkeit, das zum Bewußtsein drängt. Das ist freilich nur im Gröbsten richtig, da durch die Wirksamkeit der Projektionsmechanismen ein inneres Geschehen in die Umwelt versetzt wird und so eine Entfremdung der Außenwelt oft nur eine Spiegelung der Ichentfremdung darstellt.

Die Entfremdungsgefühle, die sich in der Depersonalisation gegenüber dem Ich und der Außenwelt geltend machen, sind psychologisch nicht gleichwertig, wie sehr sie sich auch im Symptomenbild vermengen. Die Verschiedenheit des Ausganges zeigt die Wichtigkeit dieser Differenzierung: wo die Entfremdung der Außenwelt überwiegt, kann es zur Psychose kommen; wo die des Ichs vorherrschend ist, liegt die Neurose näher. Versuchen wir die Verschiedenheit der Entfremdung in eine Formel zu fassen, so empfiehlt sich die folgende: Das ist nicht die Umgebung, die ich kenne und: Das ist nicht das Ich, das ich kenne.[1] Doch wir tun besser, diese Formel in die Frageform zu kleiden, die dem psychologischen Charakter der Depersonalisation soviel gemäßer ist. Sie heißt dann: Wo bin ich? und Wer bin ich? Halten wir daran fest, daß die Depersonalisations-

1) Die partielle, auf einen Körperteil gerichtete Depersonalisation entzieht sich dieser Formel nicht: einer Patientin erschien oft ihre eigene Hand plötzlich entfremdet, als nicht zum Ich gehörig. Die Analyse zeigte, daß dieses Gefühl von der Verwunderung ausging, welche die Kranke fühlte, wenn sie während des Nähens oder Schreibens auf ihre Hand blickte. Es war so, wie wenn sie sich sagte: diese Hand, welche jetzt näht, kann nicht dieselbe sein, die onanierte und andere häßliche sexuelle Dinge ausführte.

zustände sich als Reaktionen auf ein schweres Erlebnis wie etwa auf eine Wunschversagung erweisen, so werden wir der Entfremdung der Außenwelt die primäre Bedeutung nicht absprechen können, die sie rein historisch schon hat. Ist dies zweifelsfrei anzuerkennen, so erhebt sich doch die Frage, ob eine solche Entfremdung der Außenwelt, wie sie die Depersonalisierten zeigen, ohne vorangehende Ichentfremdung möglich ist. Unsere Beziehung zur Außenwelt wird durch die Realitätsprüfung in erster Linie bestimmt. Die Realitätsprüfung gehört sicher, wie Freud erklärt, dem Ich an, aber dieses Ich ist noch zur Zeit der Ausbildung der Realitätsfunktion keineswegs einheitlich und stabil. Sie wird auch in Zukunft von zwei Seiten her eine Bedrohung erfahren können. Wir wissen, wie die Mächte des Es unsere Wahrnehmungen fälschen. Wir sehen, hören, riechen, was unsere Triebregungen uns wünschen lassen. Unsere Abhängigkeit von unserer unabänderlichen tierischen Konstitution wird noch unsere Realitätsfunktion stören und ihre Entwicklung in mannigfachen Richtungen beirren können. Unser Ich stand aber lange Zeit auch im Banne älterer, geachteter und geliebter Personen, denen es die Realitätsentscheidung überließ. Die primäre Realitätsfunktion gerät deshalb auch unter die Kontrolle des Über-Ichs, das anerkennend oder zurückweisend, ergänzend oder verändernd die Resultate der Wahrnehmungen revidieren kann.

Nun ist es armselig genug, wenn unser Bild der Außenwelt von der Schärfe unserer Sinneswahrnehmungen — unsicherer und plumper Ahnungen — und der unseres

Verstandes — dem eines etwas klügeren Schimpansen — abhängt. Der Mensch, dieses erbärmlichste Haustier Gottes, entscheidet aber auch darüber, ob etwas wirklich ist oder nicht, je nachdem er es wünscht oder nicht. Und oft genug leugnet er oder lügt er die Wirklichkeit um, weil er es sich nicht erlauben darf, sie für wirklich zu halten, auch wenn er es wünschte. Aus diesen Eigenschaften folgern die Philosophen offenbar, daß der Mensch berufen sei, die Rätsel dieser Welt mit untrüglicher Sicherheit zu lösen und Wahres von Falschem zu unterscheiden. In der Entfremdung von der Außenwelt in der Depersonalisation werden beide Einflüsse, die des Es und die des Über-Ichs, die Realitätsfunktion beeinflussen.[1]

---

1) Gewiß wird dies in verschiedenem Ausmaße geschehen und der Einfluß unserer Triebregungen, die Vermeidung der Unlust wird in den meisten Fällen die Hauptrolle spielen. — In der Literatur sind bisher kaum Fälle von Depersonalisation bei Kindern verzeichnet worden, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß solche in mehr oder minder großem Ausmaße vorkommen, namentlich bei Kindern, die zur Zwangsneurose neigen. Aus der Analyse eines Erwachsenen stammt eine Erinnerung aus dem sechsten Jahr, die unzweideutig Depersonalisationszustände zeigt. Es gab damals eine Zeit, in welcher die Interesselosigkeit des Kindes, der Mangel an Anteilnahme sogar den Eltern aufgefallen war. Der kleine Junge verwunderte sich über sich selbst; er beschäftigte sich in jener Zeit viel mit der Frage, wer er eigentlich sei und was er fühle. Die Erinnerung zeigt ihn, wie er viele Nachmittage auf dem Sofa liege und sich selbst leise beim Namen ruft: »Felix, Felix!«, sich wunderte, daß er der Felix sei und wissen möchte, ob und was er wirklich fühle. — Ein anderer Patient entwickelte als Siebenjähriger eine außerordentlich gesteigerte Selbstbeobachtung, die er als quälerisch empfand und über die er sich bei seinem französischen Lehrer beklagte. Er nannte diesen Zwang, das

VII

Die früher aufgestellte Formel für die Depersonalisation »Wer bin ich?« — im Sinne der psychologischen Erfassung des eigenen Ichs — führt uns zu unserem eigentlichen Thema: den Beziehungen zwischen Depersonalisation und Psychologie. Sie ist im Sinne jener Mahnung des delphischen Gottes die Frage, der alle psychologische Forschung unbewußt zustrebt.

Nun sind diese Beziehungen oft hervorgehoben worden, sie wurden mehrfach Gegenstand der Untersuchung. Wir gelangen hier offenbar auf ein gefährliches Gebiet: das der Psychologie der Psychologie. Auch hier wird die Untersuchung von Psychologen geführt und sie betrifft die psychologischen Voraussetzungen und die seelischen Motive des psychologischen Arbeiters. Darf man leise daran zweifeln, daß solche Untersuchung von persönlichen und schwer kontrollierbaren Vorurteilen und Gefühlsmomenten unbeeinflußt bleiben wird? Nein, der Zweifel ist überhaupt eine ungehörige Eigenschaft für den Psychologen. Er verträgt sich nicht mit dem exakten Charakter einer Wissenschaft.

Schilder, der sich besonders eindringlich und öfters scharfsinnig mit unserem Thema beschäftigt hat, betont, man könne introspektive Psychologie treiben, ohne de-

---

Ich zu beobachten, damals sehr charakteristisch: *„la manie des deux personnes"*. — Die Rolle des Über-Ichs in der Depersonalisation läßt es verstehen, warum diese Zustände erst von einem bestimmten Alter an bei Kindern vorkommen können.

personalisiert zu sein.[1] Ich würde mich getrauen, diesem Satze, der uns ins Innerste unseres Problems führt, zu widersprechen.[2] Noch in der introspektiven Psychologie ist ein Stück jener Depersonalisation enthalten, die wir mit der Ichspaltung und -entfremdung, mit Affektzurücktreten und der Entpersönlichung der Gefühle verbinden. Schwerer als der Fehler in dieser Behauptung wiegt das, was fehlt. Es ist leicht zu ergänzen, wenn man eine Verbalform ändert. Es erscheint mehr als fragwürdig, ob man introspektive Psychologie treiben kann, ohne in einem gewissen Ausmaße depersonalisiert zu sein. Gewiß aber kann man nicht introspektive Psychologie treiben, ohne depersonalisiert gewesen zu sein. Fehlt in Schilders Behauptung nur das eine Moment? Nein, es gibt noch ein anderes. Man muß hinzufügen: man kann nur dann introspektive Psychologie treiben, wenn man die Depersonalisation in einem gewissen Ausmaße überwunden hat. Wir gehen also nach zwei Seiten über Schilders Ansicht hinaus.

Nach Schilder ist es für die Depersonalisation charakteristisch, daß die Tendenz des Beobachtens mit der Gefühlstendenz ringe. Man könne sagen, während des Fühlens wolle der Depersonalisierte beobachten und während des

---

1) Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein. Monographie aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie. Heft 9. 1914.

2) Mit Genugtuung stelle ich nachträglich fest, daß Herr Professor Schilder, dem ich meinen Einwand vorlegte, freimütig erklärte, er würde diese Behauptung heute nicht mehr vertreten. Er wies mit Recht auf die »Mischungsverhältnisse« hin, die hier entscheidend sind.

Beobachtens wolle er voll erleben. Dies ist zweifellos in einem gewissen Ausmaße der Fall und die Beschreibung mit ihrem stilistisch reizvollen Gegensatz wirkt bestechend. Allein ein prägnanter, bisher übersehener Zug im Symptomenbilde der Depersonalisation ist, daß diese Kranken neben ihrer sonstigen Interesselosigkeit keinerlei Bemühen zeigen, ihr Seelenleben mit den Erklärungen ihrer neurologischen Beobachter in Übereinstimmung zu bringen. Tatsächlich ist die Sachlage weit komplizierter: der Depersonalisierte will erleben und fühlen, aber er kann es nicht, weil die Art seiner Erlebnisse und Affekte ihm nicht die wünschenswerte ist. Die Beobachtung aber ist zwanghaft; sie hat die Tendenz, die Unmöglichkeit des Fühlens und Erlebens zu überwinden: sie entspricht also einem Heilungsversuch. Gleichzeitig gibt sie wirklich den Ersatz des Erlebens und Fühlens — eben in der sozusagen verdünnten Form der Introspektion. Die Erklärung Schilders stimmt also nur in einem geringen Ausmaße. Wer beobachten will, kann nicht gleichzeitig naiv erleben, das ist richtig. Aber die Störung im Erleben muß vorausgehen, sonst käme es gar nicht zum Beobachtenwollen. Beobachtenwollen und Erlebenwollen widersprechen einander nur für den oberflächlichsten Blick; im Tiefsten verlaufen sie in derselben Richtung. Es wäre viel richtiger zu sagen: der Depersonalisierte kann nicht fühlen und muß deshalb beobachten. Man hat einem Kinde die Schokoladetorte verweigert und zum Ersatz dafür Bonbons angeboten; während es die Bonbons ißt, hört es doch nicht auf, die Torte zu verlangen.

Wir stoßen hier auf den Punkt, an dem klar werden muß, wie Wesen und Ursprung der Psychologie der Depersonalisation nahesteht. Wir waren früher geneigt, Schilders Satz dahin umzuformen, man könne nur introspektive Psychologie treiben, wenn man in einem gewissen Ausmaße depersonalisiert gewesen sei. Doch war dies gewiß nicht im Sinne einer Krankheitserscheinung, sondern in dem einer bestimmten Einstellung zum Ich gemeint. Es ist dahin zu verstehen, daß es einer gewissen partiellen Depersonalisation bedarf, um überhaupt zur wissenschaftlichen Introspektion zu gelangen. Der naive, instinktungebrochene Mensch fühlt keinerlei Bedürfnisse nach introspektiver Erkenntnis; sein eigenes Seelenleben interessiert ihn nicht. Er hat seine Libido der Außenwelt zugewendet und die unbewußte Projektion seiner seelischen Leistungen auf die Umwelt ist ihm der natürliche Weg des Welterkennens. Er sucht ein Stück Realität der greifbaren Art zu erobern; man möchte sagen, er sei mit jener Art vergänglicher Illusionen, welche wir die Wirklichkeit nennen, zufrieden und es gelüstet ihn nach keiner anderen. Das Reich des Psychologen aber ist nicht von dieser Welt, der Welt der materiellen Realität. Natürlicherweise ist die Wahrnehmung nach außen gerichtet und die Wendung der Aufmerksamkeit zur inneren Wahrnehmung ist bereits Zeichen einer Störung im Libidohaushalte.[1]

---

1) Moebius hat dies bereits ausgezeichnet formuliert: »Es ist uns sozusagen natürlich, den Blick auf die Außenwelt zu richten; es ist unnatürlich, den Blick nach innen zu richten. Wir können uns einem Menschen vergleichen, der von einem dunklen Zimmer aus durch

Erst der Konflikt zwischen den verdrängten Triebkräften und den Mächten des Ichs macht überhaupt das Problem der Introspektion aktuell. Wie gesagt, reiht sich in diesen Konflikt jener Versuch der Anästhetisierung des Seelenlebens, den wir in den Depersonalisationszuständen beschreiben, ein.

Wenn dies so ist, erhebt sich aber aufs neue die Frage nach der Rolle und Bedeutung der Selbstbeobachtung innerhalb der Depersonalisation. Sollten wir ihre wirkliche Stellung nicht erkannt haben? Dies scheint mir nun tatsächlich so zu sein. Die Selbstbeobachtung ist nicht primär mit der Depersonalisation verknüpft; sie ist ein sekundäres Phänomen. Wir wollen Schilder nicht zugestehen, daß das erste Zeichen der Depersonalisation »quälender Selbstbeobachtungszwang« ist; noch weniger Österreich, daß der Eintritt der Depersonalisation teilweise, »wohl direkt auf der Überwucherung der Selbstbeobachtungsfunktionen« beruhe. Primär ist die Ichspaltung und -entfremdung. Die Selbstbeobachtung mag oft zuerst auffällig in Erscheinung treten, aber das bedeutet nicht, daß sie zuerst da war. Sie ist schon als ein Anzeichen

---

ein kleines Fenster die sonnenbeschienene Welt betrachtet: draußen ist alles leicht unterscheidbar, kehrt er sich aber um, so findet er sich schwer in seiner dunklen Behausung zurecht.« (Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. 1907. S. 12.) Der gute Vergleich führt weiter; er ist auch geeignet, über die Motive der psychologischen Einstellung etwas auszusagen. Die Aufmerksamkeit, die ursprünglich auf die »sonnenbeschienene Welt« gerichtet war, wird sich der »dunklen Behausung« nur dann zuwenden, wenn draußen etwas Unerfreuliches geschieht oder ein Ereignis im Zimmer selbst die Wendung erzwingt.

des Ankämpfens gegen die dumpfen Gefühle der Ichentfremdung anzusehen; sie ist bereits ein erster und unzulänglicher Orientierungsversuch im Ich. Der Libidoentzug von der Außenwelt sowie ihre Rückziehung ins Ich ist zwar eine Vorbedingung der Selbstbeobachtung, aber diese Prozesse müssen nicht unbedingt zur Selbstbeobachtung führen. Dieselben Vorbedingungen treffen für bestimmte Psychosen zu, aber das psychische Resultat ist ein völlig verschiedenes. Die Tatsache, daß die Selbstbeobachtung in der Depersonalisation auftaucht, zeigt an sich nicht, welche Stellung ihr innerhalb der Erscheinungen zukommt.

Wie haben wir die Selbstbeobachtung zu fassen, welche Funktion haben wir ihr innerhalb der Depersonalisation einzuräumen? Wir sagten bereits, sie sei der Ersatz der durch die intrapsychische Hemmung gestauten Affekte. Aus dieser Stellung sowie aus anderen Erwägungen ergibt sich, daß das, was uns vom Werte eines pathologischen Symptoms an der gesteigerten und typischen Selbstbeobachtung der Depersonalisation erscheint, wirklich eher Symptom eines Heilungsversuches ist. Wir glauben erkannt zu haben, daß die Selbstbeobachtung der Depersonalisation selbst gewissermaßen an beiden Reichen Anteil hat: sie taucht in den Krankheitsrayon ein und sie weist den Weg zur Genesung. Dieser bisher übersehenen, zweiten Funktion dient sie, indem sie die Unterschiede zwischen der früheren und der jetzigen seelischen Situation aufzeigt und unbewußt den verborgenen Motiven der Veränderung der Einstellung nahekommt, gleichsam das

seelische Terrain sondiert. Die Selbstbeobachtung ist also zugleich Symptom der Erkrankung wie Zeichen der Genesungstendenz, so wie das Fieber die Erkrankung eines Organismus und zugleich Ausdruck der Abwehrkämpfe des Organismus gegen den Krankheitserreger bildet. In diesem Sinn ergibt sich zwar die Selbstbeobachtung aus der Depersonalisation, aber sie stellt zugleich einen Versuch dar, die Depersonalisation zu überwinden, ist bereits Ausdruck für eine Strebung zur Bewältigung der pathogenen Einflüsse. Es ist erkennbar, daß die Selbstbeobachtung im Grunde mit der Selbstkritik zusammenfällt. Freud bemerkt, daß dieselbe Tätigkeit, welche die Funktion des Gewissens übernommen hat, in den Dienst der Innenforschung gestellt wird.

Von hier aus wird es uns leicht, den Rückweg zu unserem Problem, den Beziehungen zwischen Psychologie und Depersonalisation, zu finden. Niemand leugnet die Verwandtschaft der Selbstbeobachtung in der Depersonalisation und der introspektiven Psychologie als einer wissenschaftlichen Methode. Aber diese Beziehungen sind nicht einfach und unsere Ungeduld, die uns immer wieder zu simplen oder eleganten Problemlösungen drängen will, ist nicht das beste Mittel, die Aufgabe sachgemäß zu lösen. Jeder, der die bezügliche Literatur kennt, weiß, daß die Autoren der wissenschaftlichen Psychologie sich immer wieder mit der Frage beschäftigen, wie sich die Introspektion mit der Echtheit und Lebendigkeit der Affekte vereinbare. Es ist auch bekannt, daß die Gelehrten die Veränderungen konstatieren, welche die der

Selbstbeobachtung unterworfenen, seelischen Phänomene eben durch die Introspektion erleiden. Man hat darauf hingewiesen, wie die Selbstbeobachtung sogar das Auftauchen starker Affekte verhindere und Gefühlsintensitäten abschwäche. Greifen wir auf das zurück, was wir über die Selbstbeobachtung in der Depersonalisation gesagt haben. Wir haben der Ansicht der Neurologen, daß die Selbstbeobachtung dem Fühlen nicht günstig sei, nicht ihre Berechtigung abgesprochen. Aber wir behaupten zugleich, daß die Selbstbeobachtung nicht primär zur Depersonalisation gehöre, zu ihr hinzutrete und einen Versuch zu ihrer Überwindung darstelle.[1] Ist es erlaubt, die Sachlage durch einen Vergleich nahe zu bringen?

Nehmen wir an, ein Beamter arbeite eine gewisse Anzahl von Stunden täglich an seinem Schreibtische. An einer Wand nahe dem Schreibtische sei ein Spiegel angebracht. Dieser sonst besonders pflichttreue und fleißige Beamte fühle nun eines Nachmittags, zur gewohnten Stunde an seinem Schreibtische sitzend, keine Lust zur

---

1) Wie weit sich die hier vertretene Anschauung von der bisherigen entfernt, läßt sich erkennen, wenn man etwa bei Schilder (Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage, S. 39) liest: »Anders ausgedrückt, die Selbstbeobachtung vertritt den inneren Widerspruch.« In Wirklichkeit war der innere Widerspruch früher da als die Selbstbeobachtung, aber diese ist keineswegs nur sein Ausdruck, sondern auch ein Versuch, ihn zu überwinden. Die unbewußte endopsychische Wahrnehmung, deren Bedeutung für die Ichentfremdung und das Gefühl der Entpersönlichung klar ist, ist natürlich primär, aber sie liegt auf einer anderen psychischen Ebene als die bewußte Selbstbeobachtung in der Depersonalisation.

Arbeit. Statt seinen begonnenen Akt fortzusetzen, beschäftige er sich mit seinem Spiegel, unterziehe sein Gesicht einer sehr aufmerksamen und eingehenden Prüfung, kehre nach einem vergeblichen Versuche, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, immer wieder zu seinem Spiegelbilde zurück. Die Beobachter unseres Beamten behaupten nun, die Beschäftigung mit dem eigenen Bilde, die Selbstbespiegelung, lasse den Mann nicht zur Arbeit kommen. Sie störe seine Aufmerksamkeit und lenke seine Gedanken von den geheiligten Angelegenheiten des Staates ab. Wenn wir uns auf den früher zitierten Satz eines neurologischen Beobachters berufen, wäre die Sachlage einfach diese: wenn der Beamte arbeiten wolle, sehe er in den Spiegel und, wenn er in den Spiegel sehe, wolle er arbeiten. Was könnte richtiger und präziser sein als diese Beschreibung seines zwiespältigen Zustandes, der »Widersprochenheit« seiner Absichten, in der sich die ganze Vergeblichkeit und Inkongruenz des menschlichen Daseins spiegelt? Aber ist die Beschreibung auch ausreichend, deckt sie den wesentlichen seelischen Sachverhalt? Ich wage es, dies zu bezweifeln. Der Spiegel war immer da, er hing da seit Jahr und Tag, aber der Beamte, mit seinen Akten intensiv beschäftigt, gönnte seinem Spiegelbild früher kaum je einen flüchtigen Blick. Der Spiegel stört ihn jetzt; ganz recht. Aber warum hat er ihn früher nicht gestört? Woher die plötzliche Aufmerksamkeit? Ist es nicht zu oberflächlich, anzunehmen, der Spiegel selbst sei an der Arbeitsstörung schuld? Gewiß, man kann nicht zu gleicher Zeit arbeiten und in den Spiegel sehen. Aber

darin ist nicht das Wesentliche der beschriebenen Situation enthalten. Es scheint mir weit aufschlußreicher zu ergründen, was unseren, früher so fleißigen Beamten, der sich selbst so oft über seinen Akten vergaß, ursprünglich in der Arbeit störte und ihn so zu ungewohntem, eitlem Tun drängte. Vielleicht hatte er private Sorgen, die sich ihm in die Arbeit eindrängten, vielleicht sind heute Gedanken in ihm aufgestiegen, die sein den Akten zugewandtes Interesse in befremdender Art ablenkten. Vielleicht hatte er gerade eine empfindliche Kränkung seiner Eitelkeit erlitten oder Sorgen wegen Krankheit oder Alter hatten ihn bedrückt. Nicht der Spiegel wäre dann das Störende; die Störung war früher da und dieses Indenspiegelsehen ist bereits ihre Folge, nicht ihr Motiv. Sicherlich, die Arbeitsstörung hält an, während unser Beamte in den Spiegel sieht, aber seine Selbstbeobachtung ist nicht ihre Ursache. Nehmen wir wirklich einen Augenblick lang an, ein Erlebnis habe ihn heute in seiner Eitelkeit getroffen und nun wolle er sich überzeugen, daß er noch ganz ansehnlich und hübsch aussehe. Ist da die Beobachtung im Spiegel nicht eher ein Versuch, die Arbeitshemmung zu überwinden, mag er nun glücken oder nicht? Derjenige, der erkennt, daß er sich in einer fremden Gegend verirrt hat und sich nun zu orientieren versucht, wird sich eher zurechtfinden als einer, der dumpf seinen Weg fortsetzt.

Kehren wir zu unserer Fragestellung zurück: wir leugnen die Veränderung psychischer Akte durch die Selbstbeobachtung nicht; ja wir sind geneigt, einige wesentliche Ver-

änderungen anzunehmen, denen die Psychologie noch nicht einmal ihr Augenmerk zugewendet hat.[1] Aber, wie uns scheint, hat der Eifer, diese Veränderung festzustellen und sie auf die Introspektion zurückzuführen, die Psychologen Anderes, Wichtiges übersehen lassen. Es sind dies jene Veränderungen, welche vorher stattfinden und die zur Selbstbeobachtung führen. Es sind demnach zwei gesonderte Prozesse zu konstatieren: der eine führt zu einer veränderten psychischen Situation und drängt zur Selbstbeobachtung; der zweite, die Selbstbeobachtung selbst, läßt wieder die eigenen psychischen Akte in veränderter Art empfinden. Die Versuchung liegt nahe, Veränderungen, die dem ersten, zum größten Teil unbewußten Prozesse zuzuschreiben sind, auf das Konto des zweiten, bewußtseinsfähigen zu setzen.

VIII

Wir haben behauptet, die Selbstbeobachtung der Depersonalisation sei bereits der Ausdruck eines Heilungsversuches, einer Anstrengung zur Bewältigung der pathogenen Einflüsse. Ihr latentes Ziel sei die Zurückführung des Seelenlebens auf den *Status quo ante*. Von hier aus zur introspektiven Psychologie ist nur ein Schritt. Die introspektive Psychologie liegt in der Fortsetzung der Linie, an deren Anfang die noch dumpfe Selbstbeob-

1) So haben die Psychologen gewiß noch wenig bemerkt, daß die Hemmung der psychischen Akte auch durch die auf der Selbstbeobachtung basierende, unbewußte Selbstkritik bewirkt wird.

achtung der Depersonalisation mit ihrer Konstatierung der zwei Iche, mit ihren Klagen über die Ichveränderungen steht. Die Selbstbeobachtung der Depersonalisation ist noch nicht Psychologie als Wissenschaft; sie ist sozusagen ihr Larvenzustand, eine Präexistenzform der psychologischen Forschung. Das sachliche Interesse an den eigenen seelischen Phänomenen zeigt, daß in der introspektiven Psychologie die Heilungstendenz weitere Fortschritte gemacht hat und die Depersonalisation weitgehend überwunden hat. Ihre Resterscheinungen sind noch in der wissenschaftlichen Introspektion zu konstatieren.

So kann man, wenn man will, die wissenschaftliche Psychologie selbst als Überrest, als »*survival*« eines Krankheitssymptoms ansehen, es sei denn, was gleich richtig ist, daß man sie als Heilungsversuch wertet. Sie ist eines der Zeichen der Erreichung einer bestimmten Kulturstufe und zeigt die pathogenen Einflüsse dieser Kultur; zugleich ist sie doch ein Stück Kulturkorrektiv. Die Beschäftigung mit introspektiver Psychologie gehört gewiß nicht an den Anfang der Kultur. Psychologie ist in Wahrheit die jüngste der Wissenschaften und nur durch Abziehung der Libido von der Außenwelt ermöglicht. Alle anderen Wissenschaften stellen sich als Bewältigungsversuche äußerer Nöte, vitaler Notwendigkeiten des Menschen in einer feindlichen oder zumindestens gleichgültigen Umwelt dar. Die Psychologie dient unstreitig der Beschwichtigung, Bewältigung jener inneren Mächte, die man früher draußen sah und deren man durch Magie und Gebet Herr werden wollte. Der primitive Mensch ist wie das

Kind ursprünglich geneigt, ihn störende endopsychisch wahrgenommene Triebregungen wie ein Stück Außenwelt zu behandeln, sie nach außen zu projizieren. Die Psychologie führt diese projizierten Mächte wieder in das eigene Seelenleben zurück. Kulturgeschichtlich gesehen, ist alle Psychologie Metapsychologie. So wird sie fähig, die Nöte des Innenlebens, die sich letzten Endes aus den Konflikten der Anforderungen der Außenwelt und den Triebbedürfnissen entwickelt haben, einigermaßen zu erkennen, womit ein Stück Bewältigung oder Abmilderung verbunden ist.

Es kann hier nicht dargestellt werden, wie sich noch in der introspektiven Psychologie narzißtische und masochistische Momente aus der Libidorückwendung ins Ich ergeben. Ebensowenig, wie dieser Zweig der Wissenschaft noch Spuren jener Anästhetisierung des Seelenlebens, die wir in der Depersonalisation fanden, zeigt. Vielleicht ist es der Eitelkeit der Psychologen nicht angenehm, daß sich ihre Wissenschaft ihrem Ursprunge und ihrem Wesen nach so intim mit krankhaften Erscheinungen berührt. Aber wir sehen keinen Weg, diese narzißtische Empfindlichkeit zu schonen. Es ist nicht einzusehen, warum die Psychologen nicht ebenso unter den inneren Schwierigkeiten gelitten haben sollten wie die anderen Menschen, von denen sie sich oft nur durch ein höchst ungerechtfertigtes Gefühl der Überlegenheit unterscheiden.[1]

---

1) Diese menschlichem Leid entsprungene, pathogone Natur der Psychologie scheint so stolze Gefühle der Psychologen nicht auszuschließen. Auch hier wird aus der psychischen Not eine Tugend gemacht. Dies ist ja der Ursprung aller unserer sogenannten Tugenden.

Die direkte, bewußte Introspektion hat der Psychologie bisher nur wenige und wenig bedeutungsvolle Resultate geliefert. Die unbewußte endopsychische Wahrnehmung ist dagegen als die wichtigste Voraussetzung der psychologischen Erkenntnis anzusprechen. Wir würden die psychischen Vorgänge bei Anderen nicht verstehen können, hätten wir nicht in dieser unbewußten, endopsychischen Wahrnehmung eine Vergleichsmöglichkeit mit den eigenen seelischen Prozessen. Hier ist ein unbewußter Kreislauf befremdender Art: wir verstehen den Anderen, indem er sich in uns spiegelt, und uns selbst im Spiegel des Anderen.

Die narzißtische Seite der Selbstbeobachtung ist so häufig und mit solchem Nachdruck hervorgehoben worden, daß es ungerechtfertigt wäre, eine andere zu vernachlässigen. Die Selbstbeobachtung ist ja auch ein Versuch, das eigene Ich zu objektivieren, es gegenständlich zu sehen und nähert es so der Außenwelt, der gegenüber die Ichgrenzen einst in früher Kinderzeit verschwammen. Es ist noch kaum bemerkt worden, daß in der Selbstbeobachtung wieder eine immanente Tendenz zur Fremdbeobachtung, die ihr historisch vorausgeht, liegt. Die Rückwendung in die Außenwelt aber bedeutet wieder eine Libidobesetzung der äußeren Objekte und damit ein Stück psychischer Entlastung. Erst jetzt wird wissenschaftliche Psychologie möglich: ihre Voraussetzung ist also Rückverwandlung des sekundären Narzißmus in Objektbesetzung.

Grob gesprochen, handelt es sich in der Psychologie um eine Flucht aus einem milden Depersonalisationszustande in die Wissenschaft. Wie weit mit solcher Rückwendung

in die Außenwelt wieder sadistische Triebimpulse und Bemächtigungstendenzen — *knowledge is power* — frei werden, bedarf der näheren Untersuchung. Es ist auch nicht zu übersehen, daß noch in der Psychologie ein Stück naiven Erlebens verlorengeht, daß sich noch in dieser Wissenschaft ein Rest jener Gefühlsentfremdung gegenüber den eigenen Erlebnissen erhalten hat, welche die Depersonalisation beherrscht.

Man könnte hier einwenden, daß jede wissenschaftliche Forschung das individuelle Gefühl möglichst ausschaltet und die Beobachtung der Tatsachen als erste und wichtigste Forderung postuliert. Allein es ist jedermann klar, daß die seelischen Phänomene als ichnäher empfunden werden als die der äußeren Wahrnehmung zugänglichen Fakten. Jene partielle Entpersönlichung des Affektlebens, die wir als eine Form der Depersonalisation kennengelernt haben, ist als psychische Voraussetzung der wissenschaftlichen Psychologie unbestreitbar. Aber diese selbst bedeutet einen Weg, die Ichentfremdung und die Entfremdung der Außenwelt weitgehend zu überwinden. An Stelle der Flucht vor dem wiederkehrenden Verdrängten setzt die Psychologie — besser: die Tiefenpsychologie der Analyse — die Auseinandersetzung mit den unbewußten Regungen und führt so wieder zu einer Annäherung an die Einheit der Persönlichkeit. Es wird hier klar, daß die Psychologie so noch ohne ihren Willen psychotherapeutische Aufgaben bewältigt. Der latente Zusammenhang zwischen Selbstbeobachtung und psychischen Wiederherstellungstendenzen wird gerade in der

Technik der Psychoanalyse einleuchtend. Wenn die Analyse darnach trachtet, die Ichspaltung des Neurotikers aufzuheben, so ist dies keineswegs mit einem Versuch, sie zu verschleiern und zu dämpfen, identisch. Der Nervöse wird im Gegenteil bald nach Beginn der Behandlung in die Lage kommen, die Verfeindung zweier Parteien im Ich kennen zu lernen und die seelische Bedeutung seiner Ichentfremdung zu verstehen. Es wäre unrichtig, zu behaupten, der Analytiker stelle artifiziell eine Depersonalisation her; er deckt sie nur auf. Erst auf Grund des bewußten Verständnisses der Verfeindung im Ich kann es dem Kranken gelingen, auch das Ichentfremdete als ein Stück der eigenen Persönlichkeit, das abgespalten wurde, zu erkennen und anzuerkennen. Der Analysand lernt es allmählich, in sich hinein zu schauen und sich zu beobachten. Dies geschieht zu einem beträchtlichen Teile dadurch, daß der Patient, dem Beispiele des Analytikers folgend, sein eigenes Seelenleben in immer weiterem Ausmaße und mit steigendem Interesse als gegenständlich erfaßt, seine psychischen Vorgänge als Objekt sieht. Der Analytiker induziert oder verstärkt zumindestens den Prozeß der Selbstbeobachtung, welche in der Depersonalisation so auffallend hervortritt. Es muß einer Auffassung, welche die Selbstbeobachtung z. B. in der Depersonalisation nur als Krankheitssymptom anerkennt, schwer werden, solche absonderliche therapeutische Wege zu würdigen.[1] Man kann auch nichts

1) Man vergleiche z. B. die Ansicht Janets über die Selbstbeobachtung der Depersonalisierten: «*Cette aptitude à l'introspection*

Ernsthaftes dagegen einwenden, wenn die geistig Schlichteren unter den Psychologen die Wirkung dieser analytischen Beobachtung »Entharmlosung« nennen. Auch die Amputierten klagen noch über Schmerzen, die sie in den nicht mehr vorhandenen Gliedern verspüren.

Die Depersonalisation eröffnet den Einblick in eine psychische Situation, die nur auf einer bestimmten Kulturstufe, d. h. also nur unter bestimmten Verdrängungsbedingungen, möglich erscheint. Ja, man darf — von vereinzelten krassen Grenzfällen abgesehen — füglich daran zweifeln, ob sie überhaupt als spezielle Krankheit anzusprechen ist oder nicht vielmehr als Kulturerscheinung, die sich unter gewissen sozialen Verhältnissen entwickelt. Die Bedeutung der Depersonalisation als einer besonderen Art der psychischen Einstellung und Haltung, ihre Auswirkungen in den verschiedenen Formen des individuellen und kollektiven Lebens würde einer ausführlichen gesonderten Erörterung bedürfen und sie verdienen.

Unsere Kulturbedingungen vorausgesetzt, werden wir wohl das Ausmaß unserer therapeutischen Leistungen auf dem Gebiete der Depersonalisation kaum zu überschätzen geneigt sein. Man kann die Psychoanalyse als die bisher tiefgreifendste Therapie der Neurosen anerkennen und doch einem sanften Skeptizismus in Bezug auf die Therapie der Neurosen überhaupt zuneigen. Ich weiß wohl, daß die Skepsis böse, den verschiedenen Standes- und Staatsinter-

---

psychologique me paraît simplement une consequence de la faiblesse de leur esprit.» (Les obsessions et la psychasthenie. Paris 1913. Bd. I. S. 485.)

essen verhaßt und ein Greuel vor Gott und den Menschen ist. Aber der therapeutische Terrorismus ist deshalb um nichts gerechtfertigter; das fanatische Erzwingen des fremden »Heiles« hat vermutlich mehr Elend über die Menschen gebracht als das ruhige Gewährenlassen. Es hat auch im Tiefsten nichts verändert. Die zivilisierte Gesellschaft wird immer auf der triebhaften Konstitution und auf der Erbärmlichkeit, Dummheit und Kurzsichtigkeit ihrer Mitglieder beruhen, also auf unerschütterlichen Grundlagen.

Die psychologische Bedeutung des Schweigens

Nach einem Vortrage in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 9. Januar 1926

I

Die folgenden Bemerkungen nehmen eine Einzelfrage der analytischen Technik zum Ausgangspunkte, streben indessen nach einem anderen Ziele. Man möge es mir deshalb zugute halten, wenn ich hier der Erörterung eines technischen Problems ausweiche, und es verzeihen, wenn ich ein solches dennoch gezwungenermaßen streife.

In einer Stunde, die durch gesteigerte Widerstände gekennzeichnet war und auf die wir noch eingehen werden, erklärte ein Patient erbittert, die Analyse sei an sich »eine unmögliche Situation«. Die Aufrichtigkeit würde gebieten zu sagen: er hat recht im Sinne aller gesellschaftlichen Konventionen. Es ist schwer möglich, einem fremden Menschen intimste Tatsachen des eigenen Lebens, die man

bisher sorgsam geheimgehalten hat, zu erzählen, ihm Gedanken und Gefühle mitzuteilen, die man kaum sich selbst einzugestehen gewagt hat. Wir wissen auch, was die Schwierigkeit der Situation noch steigert: die Übertragungsvorgänge werden selbst zum Gegenstand der Mitteilung und Äußerung werden müssen. Bleiben wir beim banalsten Beispiel: der Mann, der in der Analyse beichten soll, welche feindseligen und despektierlichen Gedanken er gegen den Arzt in sich beobachtet, die Frau, die dem Analytiker grobsexuelle Wünsche und Phantasien, die sich gerade auf ihn beziehen, mitteilen soll — man wird zugestehen, es sind hier ungewöhnliche Aufgaben zu bewältigen. Der Versuch, den Kranken in rationeller Art davon zu überzeugen, daß gerade das Möglichmachen dessen, was ihm unmöglich scheint, das Wesentliche und eigentlich Wirksame der analytischen Prozesse ausmacht, hat gegenüber dem affektiven Widerstreben wenig Aussicht auf Erfolg. Es würde auch nur in beschränktem Ausmaße helfen, wollte man an seine narzißtischen Gefühle appellieren und ihm etwa sagen, man wisse, daß man Schweres von ihm erwarte, sei aber überzeugt, er werde die notwendige Energie und den moralischen Mut aufbringen, wenn es die Wiederherstellung seiner Gesundheit und seiner Leistungsfähigkeit gelte. Man könnte fortsetzen: gerade die Erwartung, er werde sich so schwierigen Aufgaben gewachsen fühlen, stelle ja ein Vertrauensvotum für ihn dar. Niemand werde etwa von Herkules erwarten, er solle einen Stuhl einen halben Meter hoch vom Boden aufheben usw. Es ist weit besser, den Patienten die un-

bewußten Grundlagen seiner Übertragungswiderstände erkennen zu lassen und zu warten, bis er selbst die »unmögliche« Situation in eine mögliche verwandelt.

Diese sowie andere Schwierigkeiten der Psychoanalyse sind mit dem Sprechen, dem Worte, verknüpft. Das Sprechen steht überhaupt im Mittelpunkt der Analyse. Wir alle haben das Argument gehört, das man so vielfach gegen die Analyse ins Treffen geführt hat: es sei doch unmöglich, daß eine ernsthafte, hysterische Erscheinung, ein schweres Zwangssymptom, eine lebenseinschränkende Phobie »nur durch Worte« zum Verschwinden gebracht werden könnte. Dieser Einwand wurde gewiß von denselben Menschen gemacht, die als Kinder keinen Augenblick daran gezweifelt haben, daß sich ein Berg durch das Zauberwort »Sesam« öffnet, ein Mensch durch das Aussprechen von »Mutabor« sich in ein Tier verwandelt, einige Laute hilfreiche oder verderbliche Geister zur Stelle bringen. Dieselben Menschen fühlen sich später von der politischen Rede eines Führers begeistert, von der Tragödie eines Dichters erschüttert, durch die Beichte vor dem Priester beruhigt und entsühnt. Es sind doch dieselben Menschen, die nicht daran zweifeln, — die Geschichte der Völker und die des eigenen Lebens sprechen hier zu deutlich, — wieviel Glück und Elend Worte bewirken können und wie oft die großen Entscheidungen im Dasein des Einzelnen und der Nationen von Worten abhingen.

Wir erinnern uns, daß die erste Patientin die Psychoanalyse eine »*talking-cure*« genannt hat. So bezeichnend

dieser Ausdruck auch sein mag, es wäre doch nicht richtig, die Wirkungen der Analyse ausschließlich auf das Wort zurückzuführen. Wie ich glaube, wäre es korrekter, zu sagen, die Psychoanalyse zeige die Macht des Wortes und die Macht des Schweigens.

Es wurde soviel über das Aussprechen in der Analyse gesprochen, daß man die seelische Wirkung des Schweigens fast völlig übersehen hat. Fiel aber gelegentlich eine flüchtige Bemerkung über das Schweigen, so galt sie nur den Pausen, die der Patient in seinem Sprechen macht. Wir vermeiden hier absichtlich alle jene Fragen, die sich auf das Schweigen des Analysanden beziehen, und wählen einen weit schwierigeren, selten betretenen Weg: wir wollen über das Schweigen des Analytikers sprechen, seine besondere Bedeutung in der analytischen Situation, seine affektive Einschätzung seitens des Patienten und seinen latenten Sinn. Es ist mir nicht gelungen, irgendeine bemerkenswerte Äußerung über dieses Thema in der analytischen Literatur aufzufinden. Es ist nur eine Ausnahme von dieser allgemeinen Vernachlässigung des bedeutsamen Gegenstandes hervorzuheben: es sind dies einige wenige, aber schwerwiegende Sätze, die R. de Saussure innerhalb seiner kurzen »Remarques sur la Technique de la Psychoanalyse Freudienne« veröffentlicht hat.[1] Es sei hier ausdrücklich auf diese ausgezeichnete Arbeit verwiesen.

---

1) In »L'évolution psychiatrique«. Paris 1925.

II

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch das Schweigen des Analytikers zu den sogenannten »Unmöglichkeiten« gehört, welche für die analytische Situation charakteristisch sind. In der gewöhnlichen Konversation pflegen die Teilnehmer eines Gespräches abwechselnd zu sprechen. Wenn die eine Person etwas gesagt oder erzählt hat, folgt von seiten des oder der Zuhörer eine Bemerkung, eine Frage, ein Ausruf, ein sprachliches Zeichen der Anteilnahme. Vielleicht hat jetzt auch der Zuhörer etwas zu berichten, es entwickelt sich ein Gedanken- oder Meinungsaustausch. Man sucht sogar längeres Schweigen in Gesellschaft zu vermeiden; hat der eine nichts zu sagen, wird der andere das Wort ergreifen. Das von diesem Verhalten so völlig abweichende Benehmen des Analytikers stellt sich wirklich als »unmöglich« im konventionellen Sinne dar. Der Analytiker fürchtet sich nicht vor dem Schweigen. Der Wert schweigender Aufmerksamkeit ist gewiß von der klassischen Psychiatrie sowie von der angewandten Psychologie immer geschätzt worden. Aber man muß nur an die Fragenmethoden dieser Wissenschaften denken, um den Unterschied zwischen dieser und der Methode der Psychoanalyse zu würdigen. Wie Saussure mit Recht hervorhebt, hat man niemals vor Freud den unzusammenhängenden Monolog einerseits und das fast absolute Schweigen des Arztes anderseits als methodisches Prinzip aufgestellt.[1]

1) »... *cependant, je crois, qu'il serait faux de dire qu'on avait, avant Freud, erigé en principe, d'une part le monologue decousu du*

Gehen wir von der Wirkung, welche das Schweigen des Analytikers auf den Patienten ausübt, aus, so meinen wir, seinen latenten Sinn am besten erraten zu können. Wir haben hier sogleich eine Gelegenheit zur Selbstkorrektur, wir würden besser sagen: von den Wirkungen. Denn es sind verschiedenartige, nicht nur in Bezug auf die Mehrheit der Individuen, die sich der Analyse unterziehen, sondern diese Wirkungen sind im Laufe einer und derselben Analyse selbst verschieden. Im psychischen Leben desselben Patienten hat das Schweigen des Analytikers in dieser und jener Situation einen verschiedenen Charakter, bekommt eine differente Bedeutung.

Es ist vor allem bemerkenswert, daß der Patient diesem Schweigen überhaupt eine bestimmte gefühlsmäßige Bedeutung zuschreibt: er würde sich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß es einfach das natürliche und notwendige Verhalten des Analytikers sei, der schweigen muß, um aufmerksam zuzuhören. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle hat das Schweigen des Analytikers besonders am Anfang eine wohltuende, beruhigende Wirkung. Gewiß, der Patient deutet es vorbewußt als Zeichen einer ruhigen Aufmerksamkeit, aber diese selbst scheint ihm ein Beweis der Sympathie. Wir sagen ja: »jemandem eine Aufmerksamkeit erweisen« und meinen damit: ein Zeichen unseres Wohlgefallens, unserer Schätzung. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Schweigen als solches dem

patient, d'autre part, le silence presque absolu du médecin.« Saussure, »Remarques sur la Technique de la Psychoanalyse Freudienne«. L'évolution psychiatrique. S. 40.

Patienten Vertrauen einflößt und ihn aufzufordern scheint, sich einmal frei auszusprechen. Die analytische Situation ist ja dadurch gekennzeichnet, daß sie das konventionelle Element in den menschlichen Beziehungen für die Analysestunde in einem weitgehenden Ausmaße suspendiert. Dieses einführende Schweigen des Analytikers ist aber nicht nur die notwendige Bedingung dafür, daß er aufnehmen kann, was der Patient sagt. Der Analytiker hört ja doppelt, was jener spricht, hört die unbewußten Stimmen mitklingen, die ihm durch die eigenen Einfälle vermittelt werden. Es ist kaum noch bemerkt worden, daß sich dieser Wirkung eine andere für den Patienten verbindet, welche in der partiellen Abhaltung von der Außenwelt besteht. Sie ist jener Wirkung vergleichbar, die ein Lampenschirm durch Abschattung eines allzugrellen Lichtes ausübt. Die drängende Nähe der Realität tritt zurück. Dieses Schweigen des Analytikers gewährleistet bereits den Beginn einer ruhigeren, objektivierenden Betrachtungsweise. Nun wäre es natürlich verfehlt, wollte man annehmen, daß mit dem Beginn der Analyse das bisherige Leben des Patienten versinkt und ein anderes einsetzt. Er kommt aus einer Sphäre bestimmter Begriffe und Wertungen, festgesetzter Auffassungen und starrer Konventionen und hält diese noch lange und zähe fest. Der Patient kommt in die in unserer Kulturwelt einzigartige Situation des freien Aussprechens über seine intimsten Angelegenheiten aus dem Schweigen. Er hat über bestimmte Erlebnisse und Gefühle geschwiegen — noch wenn er der Gesprächigste, ja Geschwätzigste gewesen wäre. Das will

nicht sagen, daß er über sich und seine Angelegenheiten nicht gesprochen hätte, aber er hat nicht über jenes Stück Ich gesprochen, das in der Analyse auftaucht. Man wäre auch über eine solche unzeitgemäße Aufrichtigkeit erstaunt, ja entrüstet gewesen; er hätte auf Abweisung und Unterbrechung gefaßt sein müssen. Aus einer Welt, in der nur Kinder und Narren die Wahrheit sagen und sogar diese daran gehindert werden, kommt er in eine völlig anders geartete Welt, in der Aufrichtigkeit der einzige Wert ist. So gewährt das Schweigen dem Analytiker die beste Möglichkeit zur Herstellung der Übertragung. Die Situation erinnert an die erste Kinderzeit, da das Kind seine Gefühle und Regungen noch ungehindert ausdrücken konnte, gleichgültig welcher Art sie waren. Kein Sprüchlein in der Art »*Children should be seen and not heard*« hat damals den elementaren Äußerungsdrang des kleinen Wesens gestört. Freilich hätte die Weisheit solcher Anstandsregel damals auch nicht das gebührende Verständnis des Erziehungsobjektes gefunden. Das Schweigen wird in dieser Phase unbewußt als Sympathiekundgebung gewertet und der Patient reagiert darauf, indem er seinerseits spricht. Schon hier ist es unverkennbar, daß dieses Schweigen, das passiv scheint, in Wahrheit einen aktiven Charakter hat und wir werden Saussure recht geben, wenn er von einer «*valeur thérapeutique*» des Schweigens spricht.

Wo sich also Schweigen und Zögern des Patienten in dieser Phase zeigen, wird es sich gewöhnlich — es gibt gewiß Ausnahmen — um ein Zeichen der oberflächlichsten

Widerstände handeln, die dadurch gegeben sind, daß sich der Patient in die ungewöhnliche und befremdende Situation einfinden muß. Aber diese Widerstände sind wichtig genug; sie sind dem fernen Donner zu vergleichen, welcher das Herannahen eines Gewitters anzeigt. Jene ersten Widerstände, welche die der Gesellschaft gleichsam im Individuum inkorporiert zeigen, sind gewöhnlich rasch überwunden und bald zeigen sich die darunter lagernden, wichtigeren Schichten.

Langsam ändert das Schweigen des Analytikers für den Patienten seine Bedeutung. Dem Kranken ist etwas eingefallen, das er nicht sagen will oder das zu sagen ihm schwer fällt. Er spricht weiter über andere Dinge, aber jenes Unterdrückte drängt sich vor, läßt ihn nur schwer über Anderes reden; nun schweigt er wie der Analytiker. Es ist so, als hätte das Schweigen des Analytikers auf ihn übergegriffen, als wäre er davon infiziert worden. Die Situation hat zwar noch nicht ihre angebliche Unmöglichkeit, aber zum erstenmal ihre Ungemütlichkeit gezeigt. Das Schweigen dauert an. Der Patient, der gewöhnt ist, Gesprächspausen als peinlich zu vermeiden, beginnt wieder zu sprechen, er bemüht sich, Anderes zu reden, Belangloses, Ungefährliches. Aber jenes unterdrückte Stück, jener beiseite geschobene Gedanke kehrt wieder. Es ist so, als wolle er ausgedrückt werden oder überhaupt Schweigen erzwingen, da es sich in jeden abweichenden oder andersgearteten Gedankengang störend einmengt. Es würde ja das Nächstliegende sein, beim Analytiker Hilfe zu suchen, aber der schweigt, als wäre dies in einer solchen Situation

das einzig Natürliche und als ginge ihn die große Welt da draußen, die solches verlegenheitproduzierendes Schweigen verpönt, wenig an. Die geniale Wiener Schauspielerin Josefine Gallmeyer soll einmal einem Tischherrn, der mehr als eine halbe Stunde völlig stumm neben ihr gesessen hatte, gesagt haben: »Reden wir einmal über etwas Anderes!« Man könnte die analytische Situation in diesem Augenblick jener vergleichen, in welcher diese witzige Bemerkung fiel. Der Patient möchte gerne über etwas Anderes reden, wenn ihm etwas Anderes einfiele; er möchte sogar über etwas Anderes schweigen, wenn er nur könnte. Eine Patientin, welche in der zweiten Analysestunde etwa zehn Minuten geschwiegen hatte, sagte plötzlich halb vor sich hin: »Sprechen wir nicht mehr darüber!« So hatte sie selbst verraten, daß sie etwas so gedacht hatte, als wäre es ausgesprochen worden und mußte jetzt wohl oder übel wirklich sagen, was ihr eingefallen war. Es ist nicht nur der spezielle eigene Gedanke und die Widerstände, die sich gegen dessen Aussprechen erheben, es ist auch das Schweigen des Analytikers, das in dem seelischen Kräftespiel jetzt wirkt. Dieses Schweigen ist es, welches das Vorbeireden zu verbieten scheint, das Bemerken über das schöne Wetter, den Bücherschrank und die Uhr im Zimmer bald verstummen läßt. Der Patient begreift durch dieses Schweigen, daß die analytische Situation für jene Art von Gesprächen, welche die Engländer so bezeichnend »*small talk*« nennen, sehr wenig geeignet ist. Hier nun zeigt sich die aktive Macht des Schweigens zum zweiten Male. Sie hat eine weiter-

ziehende Kraft, treibt den Patienten vorwärts, drängt ihn in tieferen Bereich, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Es ist eine erstaunliche und kaum bemerkte Tatsache, daß das eigene Wort, das ausgesprochen wird, psychisch anders gewertet wird, als jenes, das wir in Wortvorstellungen denken. Das ausgesprochene Wort hat eine reaktive Wirkung; der Patient ist oft überrascht über das, was er sagt, und sagt manchmal Dinge, die er sich einzugestehen nicht gewagt hat. Das Schweigen des Analytikers verstärkt diese reaktive Wirkung des Wortes; es dient als sein Resonanzboden. Hier wirkt also das Schweigen stärker als es Worte vermöchten. Der Unterschied des Schweigens, das der Analytiker früher zeigte und jenes, das sich jetzt dem Patienten aufdrängt, ist leicht erkennbar. Der Patient wird sich erst jetzt dessen bewußt, daß der Analytiker schweigt. Ich hoffe, daß diese Aussage nicht mißverstanden wird: gewiß hat der Patient es bereits früher bemerkt, aber er nimmt es jetzt erst zur Kenntnis, schreibt ihm jetzt erst bewußt eine Bedeutung zu. Mit anderen Worten: er wird sich des Schweigens des Analytikers als eines seelischen Ausdruckes erst bewußt, wenn der erste ernsthafte Widerstand in ihm selbst aufgetaucht ist. Die Bedeutung, welche das Schweigen des Analytikers in der Auffassung des Patienten gewinnt, stellt so deutlich genug das Resultat eines Projektionsvorganges dar, der die psychische Situation des Patienten widerspiegelt. Dieses Schweigen ist ihm jetzt nicht mehr das Stillesein des ruhig Zuhörenden, es heißt nun Stummbleiben. Anders ausgedrückt: das Schweigen früher bekundete dem Ein-

drucke nach den Willen zum Zuhören, jetzt den Willen zum Nichtsprechen. War das Schweigen des Analytikers in der ersten Phase wie etwas selbstverständlich Entgegengenommenes, so wirkt das Schweigen der zweiten Art beunruhigend. Der psychische Akzent erscheint verlegt: es bedeutet Stummsein eines Menschen, dem Stimme gegeben ist, und der, obwohl man etwas von ihm hören will, nicht spricht.[1]

Bedeutete das Sprechen des Patienten früher ein mehr oder minder leichtes Eingehen auf die Situation, so muß es jetzt unbewußt die Nebenbedeutung des Werbens bekommen. Denn das Schweigen des Analytikers scheint zu sagen: willst du, daß ich spreche, so mußt du dich überwinden und mußt der analytischen Grundregel auch hier folgen, wo es dir schwer wird, wo es gilt, schwer Sagbarem Ausdruck zu geben. Der Kranke, der erstaunt ist, daß das Zutrauen, das er durch seine Berichte, durch die Klagen über seine Leiden gezeigt hat, den Analytiker zu keiner Gegenäußerung, keinen Sympathiebeweis, keinem Zeichen der Anteilnahme gebracht hat, spürt eine leise Regung der Ungeduld gegen den Arzt. Diese Ungeduld

1) Man wird es dem Bemühen nach Klarheit zugute halten, wenn ich den Unterschied der beiden Schweigen durch einen jener psychologisch tiefgehenden Judenwitze deutlich zu machen versuche: Moritz gerät in Gegenwart seines Kompagnons mit einem Fremden in Streit. Während der Zank immer heftiger wird, bleibt der Kompagnon stumm und gibt keinerlei Zeichen von Anteilnahme. Entrüstet ruft Moritz dem Freunde zu: »Und du stehst dabei und schweigst dazu?« Dieser antwortet: »Schweig ich denn? Ich red' ja nur nichts.« Wirklich, es gibt einen Unterschied zwischen Nurnichtsreden und Schweigen.

treibt ihn vorwärts, heißt ihn mehr über sein Leiden, seine Symptome und Eigenheiten, seine Geschichte, sagen; neue Erinnerungen fallen ihm ein. Doch der Analytiker schweigt weiter und die Ungeduld, der Ärger des Patienten steigern sich. Er weiß, daß von ihm Aufrichtigkeit erwartet wurde; aber war er nicht aufrichtig, hat er nicht alles gesagt? Wenn das Schweigen anhält, wird der Patient sich erinnern, daß er einiges vergessen hat, daß er manche Einzelheiten entstellt oder unvollständig berichtet hat, er korrigiert und ergänzt seine Darstellung. Die Zensurschranke in ihm verschiebt sich: er sagt jetzt angesichts des hartnäckigen Schweigens des Analytikers bisher vorbewußt Zurückgehaltenes, wagt es, bisher als anstößig oder unmoralisch Betrachtetes zu berichten. Doch das Schweigen dauert an und es wirkt jetzt im Sinne einer Versagung, da es gegenüber so vielen Geständnissen nicht weichen will.

Es kann so bei fortgesetztem Schweigen des Analytikers zu einer starken Steigerung der Gereiztheit des Patienten kommen. Das Schweigen wird zum Anzeichen des drohenden oder bereits eingetretenen Liebesverlustes und löst eine Wirkung aus, die wir nur als Gewissens- oder Kastrationsangst erfassen können. Es wäre richtiger zu sagen: im Patienten ist eine dunkle Angst, die ihn dieses Schweigen so auffassen läßt. Das Schweigen des Arztes bekommt unbewußt den Charakter der Bestrafung. In bestimmten Situationen kann es, wenn sich dieser Eindruck verstärkt, wie drängende Frage, wie eine dunkle Drohung wirken, ja bis zum Eindrucke unheimlicher An-

klage wachsen. Es ist so, als werde dadurch an das stumme Schuldgefühl in dem Patienten appelliert und dies in einer Form, die stärker und unmittelbarer wirkt als es alle Menschensprache sonst vermöchte. Wir verstehen, wieso es zu solchen Gefühlen kommen kann. Die Gereiztheit des Patienten hat sich durch Erinnerungen an frühere Versagungen verstärkt, gesteigert; seine Gefühle der Rebellion und Entrüstung über den Mangel an Gefühl auf seiten des Analytikers sind bis zu Regungen starker Feindseligkeiten gewachsen. Die unbewußte Fortsetzung dieser aggressiven und erbitterten Tendenzen aber hat zu Todeswünschen gegen den stummen Partner geführt. Die zwischen materieller und psychischer Realität schwebende analytische Situation begünstigt hier in manchen Fällen das Auftauchen eines Eindruckes, der sich dem vernünftigen Einspruche des Ichs widersetzen kann: des Gedankens, der Analytiker könne tot sein. Ein Patient drückte dies gewöhnlich so aus, daß er in solchen Situationen den Analytiker als in weiter Ferne befindlich fühlte. Das Schweigen ist ja, wie aus der Traumanalyse, der Deutung von Mythen und Märchen bekannt wurde, eines der charakteristischen Kennzeichen des Totseins für das unbewußte Seelenleben. Auch hier ist die unbewußte Wirkung des Projektionsmechanismus deutlich, da sich diese Angst in den beschriebenen Fällen als Reaktion auf starke unbewußte Todeswünsche gegen den Analytiker gebildet hat. In einigen Fällen kann der Eindruck dieses Schweigens so stark werden, daß der Patient den Analytiker ersucht: »Bitte, sagen Sie doch etwas!« oder »Bitte, sprechen Sie

zu mir«. Wir haben hier nur über den Eindruck des Schweigens auf den Patienten zu berichten, nicht darüber, welche technische Maßregel der Analytiker in diesen Situationen anwenden wird.[1] Als repräsentatives Beispiel für die psychische Wirkung dieses Schweigens will ich folgendes anführen: ein etwa dreißigjähriger Patient, dessen Seelenleben vorwiegend von masochistischen und femininen Phantasien beherrscht wird, lebte seit der Pubertät in einem erbitterten Konflikt mit dem Vater. Er war nun bereits zwei Jahre von Zuhause weggewesen und hatte nur spärlich Nachrichten über den Vater erhalten, dem er voll Haß gegenüberstand. Der Patient gehörte jenem englischen Typus an, dem die Tendenz eignet, so wenig als möglich Gefühle zu zeigen; er trieb die »*Antidemonstrativness*« bis zu den äußersten Konsequenzen. Eine bestimmte Analysestunde verlief nun folgendermaßen: er schwieg etwa sechs Minuten, sagte dann, er habe einen Brief von der Mutter erhalten. Neues Schweigen. Dann: die Mutter schreibt, des Vaters Arteriosklerose sei sehr weit vorgeschritten, ein Schlaganfall werde von den Ärzten dahin gedeutet, daß das Ende bald zu erwarten sei. Neues langes Schweigen. Dann fällt jenes Wort, die Analyse sei eine »*impossible situation*«,

---

1) Es muß betont werden, daß hier nirgends technische Regeln gegeben werden sollen, sondern nur die psychische Wirkung des Schweigens beschrieben wird. Die interessanten Fragen, in welchen Situationen und welchen neurotischen Typen gegenüber sich das schweigende Verhalten des Analytikers verbietet und wo es angezeigt erscheint, fallen außerhalb des hier gesteckten Rahmens.

das ich am Anfang angeführt habe. Es folgt eine sehr abfällige Bemerkung über die Analyse, kurz, wie abgehackt, vorgebracht. Er erwartet sichtlich eine Reaktion von meiner Seite. Sie bleibt natürlich aus. Er fragt: »Ist es oft so, daß Ihre Patienten gar nichts sagen können?« Keine Antwort. Nach einigen Minuten sagt er einen kurzen Satz über das Problem der Willensfreiheit, an die er nicht glaube. Seine Hände sind geballt, er schiebt den Kopf auf die andere Seite des Polsters. Nach längerer Pause setzt er hinzu: »*I could not help being so.*« Die Stimme klingt gepreßt, die Hände lösen sich, zupfen wiederholt am Kragen, kehren in die Ruhelage zurück, bedecken die Stirne, dann die Augen. Das Atmen geht rasch. Neues langes Schweigen. Plötzlich wirft er sich herum, daß ich sein Gesicht nicht sehen kann und bricht in fassungsloses Schluchzen aus. Gegen Ende der Stunde beruhigt er sich und sagt überrascht: »*I don't know, what the hell I cried about.*« Von meiner Seite war ein Wort weder notwendig noch wünschenswert; es hätte die lange vorausgesehene Reaktion des Patienten, die sich auf sein Verhältnis zum Vater bezog, nur gehemmt. Die Stunde hatte nur einige kurze Sätze gebracht und bedeutete doch einen der Wendepunkte dieser Analyse.

Die Reaktionen des Patienten auf das fortgesetzte Schweigen des Analytikers sind verschiedenartige; wir heben die zwei wichtigsten hervor. Der gewöhnliche Fall ist es, daß sich der Patient gegen die in diesem Schweigen angeblich zutage tretende Gefühllosigkeit des Analytikers auflehnt und gegen diesen oder gegen die Analyse aggressiv

wird. Sehr selten wird der Patient in diesem Stadium die Reserviertheit des Analytikers als Grund seiner Feindseligkeit erkennen, er wird andere Gründe suchen und finden. Diese Reaktion, die bis zum Wutausbruch oder zum Gedanken, die Analyse zu verlassen, gehen kann, wird sich meistens in gehässigen Bemerkungen gegen den Analytiker oder die Analyse wenden. Der andere Fall ist der, daß der Patient auf das dunkle Schuldgefühl, welches das Schweigen in ihm erregt, durch ein neues Bekenntnis einer Triebregung reagiert; ein bisher ihm unbewußtes Stück seiner psychischen Strebungen tritt an die Oberfläche.

Verfolgen wir die Reaktionen des Analysierten auf das Schweigen des Analytikers von Anfang an, so läßt sich deutlich erkennen, daß sich in ihrem Ablauf eine abgekürzte Wiederholung eines alten Erlebens spiegelt. Es ist so, wie wenn hier Gefühle wiederkehrten, die in seinen Beziehungen zu einem alten Liebesobjekt eine wichtige Rolle spielten: von der ursprünglichen Zärtlichkeit bis zur Erbitterung über eine phantasierte oder wirkliche Versagung. Der Übergang von der einen Bedeutung des Schweigens zur anderen ist keineswegs so einschneidend, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Er ist aufs innigste mit der unbewußten Ambivalenzeinstellung des Patienten verknüpft.

Wir wollen hervorheben, daß hier keineswegs eine schematische Schilderung des Anfangs der Analyse gegeben werden soll, der ja je nach dem individuellen Fall verschieden verläuft. Es soll auch nicht auf alle jene Fälle

eingegangen werden, die von Beginn an abweichend reagieren, wie z. B. auf jenen, der dem Schweigen des Analytikers das eigene Schweigen entgegensetzt. Auch die technischen Fragen, welche das Verhalten des Analytikers den verschiedenen Reaktionen des Patienten gegenüber betreffen, sind hier noch zu erörtern. Wir wollen ja etwas über den latenten Sinn des Schweigens überhaupt erfahren; die technischen Probleme stehen nicht im Mittelpunkte unseres Interesses. Die Aufklärung, welche uns die Technik der Psychoanalyse liefert, wollen wir benützen, wie eine Leiter, welche in die Tiefe führt und die wir beiseite stellen, wenn wir dort angelangt sind.

III

Man möchte meinen, das Schweigen könne nur Schweigen bedeuten, Stummsein, sonst nichts. Allein die analytische Beobachtung widerspricht dieser Vereinfachung aufs entschiedenste. Sie scheint uns darüber belehren zu wollen, daß es verschiedene Arten des Schweigens gibt. Ja, man könnte sogar von Intensitätsgraden des Schweigens sprechen, Nuancen unterscheiden, wenn man sich nur getrauen wollte, psychologisch so schwer faßbare Erscheinungen in Bezeichnungen aus unserer schwerfälligen und stumpfen Begriffssprache festzuhalten. Sogar das unzulängliche Ausdrucksmittel der menschlichen Sprache, die sich nur unwesentlich von der der Gorillas entfernt hat, versucht verschiedene Arten des Schweigens zu unterscheiden. Wir sprechen von einem eisigen, lastenden, bedrückenden und

beruhigenden, trotzigen und demütigen, mißbilligenden und zustimmenden, verurteilenden und entschuldigenden Schweigen. In dieser Aufzählung von Adjektiven, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, tritt uns ein Zug auffällig hervor: die gegensätzlichen Bedeutungen, welche der Begriff des Schweigens zu vereinen scheint. So mag uns auffallen, daß Schweigen von uns sowohl als Zeichen der Mißbilligung als der Zustimmung gedeutet werden kann. Es ist, als könne es beide Bedeutungen annehmen, sozusagen mit positivem und negativem Vorzeichen auftreten. Man vergleiche etwa den Inhalt des lateinischen Sprichwortes »*Qui tacet consentire videtur*« mit dem abweisenden Schweigen, das eine Dame dem zudringlichen Benehmen eines Herrn entgegensetzt. Die kontradiktatorische Bedeutung des Schweigens führt uns indessen im Leben fast niemals irre.[1] Wir wissen trotz seinem immanenten Doppelsinn immer, was der Andere damit meint, damit »sagen will«. Dieses Janusgesicht des Schweigens trat uns bereits in der Psychologie entgegen. So viele differente Bedeutungen das Schweigen des Analytikers auch erlangen kann, es weist im wesentlichen zwei Bedeutungen auf, deren eine den kontradiktatorischen Gegensatz der anderen bildet; es wird als Zeichen ruhiger Sympathie oder als Ausdruck intensiver Feindseligkeit gedeutet. Nicht anders im Leben: wir können mit jemandem schweigen, wenn wir uns besonders gut

---

1) Vergleiche dagegen: »Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen!« Schiller: Don Carlos, I, 1.

mit ihm verstehen oder wenn jedes Verständnis ausgeschlossen ist. Mit jemandem schweigen können kann als Zeichen weitgehender psychischer Übereinstimmung oder als Zeichen völliger Fremdheit gelten. Diese Doppelbedeutung will uns, wie es scheint, darauf hinweisen, daß das Schweigen selbst nicht unabhängig von seinem Gegensatze, dem Reden, betrachtet werden kann.[1] Tatsächlich haben wir das Schweigen hier behandelt, wie wenn es ein Ausdrucksmittel wie die Rede wäre — obwohl es doch gerade das Gegenteil des Sprechens ist. Aber ist denn das Sprechen so eindeutig? Wenn eine Person etwas spricht, sagt sie auch immer etwas? Dient nicht die Sprache ebensosehr dem Zweck, Gedanken zu verhüllen als dem anderen, sie auszudrücken? In der Analyse lernen wir Patienten genug kennen, deren unaufhörliches Sprechen den Sinn hat, gerade die wichtigsten Dinge nicht zu sagen. Ihr Sprechen gleicht den Netzen, durch deren grobe Maschen gerade das Wertvollste entweicht. Wenn dies so ist, dann wird es uns nicht verwundern, wenn

1) Es mag hier darauf hingewiesen sein, daß Gesprächigkeit und Schweigsamkeit auch in ihrer Bedeutung als Züge bestimmter Frauentypen hervortreten. In Freuds Aufsatz »Das Motiv der Kästchenwahl« (Ges. Schriften X) erscheint dies nur angedeutet. Der Mann verspürt die Anziehung, die im Plaudern der Frau liegt, ebenso wie den Reiz ihrer mädchenhaften »Unredensartigkeit« (Fontane, Irrungen, Wirrungen). Sowohl die allzugroße Redseligkeit wie die Verschlossenheit der Frau werden oft beklagt. Lear verstößt Cordelia, die »liebt und schweigt«, aber der zurückkehrende Corolianus weiß für sein Weib kein zärtlicheres Wort als »*My gracious silence*« (II, 1). Es ist klar, daß das Sprechen in diesem Zusammenhang ursprünglich die freie Rede über Liebesgefühle bedeutet.

auf der anderen Seite das Schweigen die Ausdrucksfunktion übernehmen kann. Wir werden so dazu geführt, ein eigenartiges antinomisches Verhältnis zwischen Sprechen und Schweigen anzuerkennen. Die Sprache drückt dies mannigfach aus: es gibt ein nichtssagendes Gerede und ein vielsagendes Schweigen. Wir kennen durch die Untersuchungen Karl Abels viele Begriffe, welche solche antithetische Doppelbedeutung besitzen, und Freud hat uns darauf hingewiesen, daß die Eigentümlichkeit alter Sprachen, Worte mit antithetischem Bedeutungsinhalt zu bilden, mit dem Verhalten des Traumes und anderer Produktionen des Unbewußten, Gegensätze zu einer Einheit zusammenzufassen, parallel läuft. Wortformen, welche durch phonetische Abänderung eine Sonderung der Gegensätze bewirken, wie *clamare* schreien, *clam* heimlich, Stimme — stumm, weisen in eine Richtung, die uns beweist, daß der Gegensatz von Sprechen und Schweigen ursprünglich keineswegs so scharf war, wie er uns jetzt scheint. Die Fragwürdigkeit des Begriffes Schweigen scheint sich zu vertiefen: wir meinen zu erkennen, daß das Schweigen nichts Negatives ist, sondern etwas Positives. Es gibt wirklich kein absolutes Schweigen, es gibt nur ein Verstummen der hauptsächlich in Erscheinung tretenden Töne. Es gibt ebensowenig ein unbewußtes Schweigen als es eine unbewußte Verneinung gibt. Das kleine Kind kennt eigentlich kein Schweigen; ebensowenig das Märchen: auch der Tisch und die Spielsachen sprechen, die Pflanzen ebenso wie die anorganische Natur.

Reden und Schweigen sind wohl Gegensätze, aber keine absoluter Art; es führt eine Brücke von dem einen zum anderen; das eine kann nicht ohne Vergleich mit dem anderen diskutiert werden. So weisen nicht nur die ältesten Wortwurzeln die Erscheinung des antithetischen Doppelsinnes auf, sondern die Begriffe des Sprechens und Schweigens selbst sind Zwillinge, die ursprünglich nur miteinander gedacht werden konnten. Diese Antithese, die wir als Ausdruck der ursprünglichen Triebambivalenz erkennen, stand bereits an der Wiege der Sprache. Die Sprache als Ganzes war ihr ebenso unterworfen wie ihre einzelnen Elemente.

Wir haben gesehen, daß auch das Sprechen selbst keineswegs eindeutig ist. Es reicht gewiß nicht für alle Mitteilungen aus, wie wir ja aus seiner Unterstützung durch die Gebärdensprache und die Mimik erkennen, aber es genügt nicht einmal, um unsere Gefühle und Gedanken auszudrücken.[1]

Die partielle Entfremdung, welche das Sprechen von seiner ursprünglichen Funktion erfahren hat, ist in der Tatsache erkennbar, daß die Menschen oft reden, weil sie das Schweigen nicht ertragen können. Jenes krampfhafte Reden, das Sprechen *à tout prix* scheint uns zu zeigen,

---

1) Noch Wilhelm Wundt hat auf die Frage, warum die Tiere nicht sprechen können, die Antwort nicht verschmäht: weil sie nichts zu sagen haben. (Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 4. Auflage. 1906. D. 437.) Geben wir zu, daß das Problem der fehlenden Tiersprache damit gelöst ist. Dann erhebt sich aber das andere: warum fast alle Menschen sprechen können.

daß dem Schweigen etwas Unheimliches eignen kann, dem man zu entfliehen sucht. Es gibt ebensowohl eine Angst vor dem Schweigen, als es eine Angst vor dem Reden gibt. Es gibt Gesprächspausen in der Gesellschaft, die so peinlich wirken, daß das Banalste, Nichtigste gesagt wird, um nur dem Schweigen zu entrinnen. Beobachtet man scharf genug, so erkennt man, daß es dieselben Angelegenheiten der Menschheit sind, über die man ebenso schwer sprechen wie schweigen kann. So werden noch im Schweigen jene unausgesprochenen Dinge, welche die menschlichen Beziehungen im Tiefsten beherrschen, hörbar.

Wir sind nicht von der Grundbedeutung des Redens und Schweigens ausgegangen, sondern von den Erscheinungen, die sich als Mischbildungen erkennen lassen, von ihrer Doppelsinnigkeit. Die analytische Praxis zeigt, daß hinter der Angst vor dem Schweigen die unbewußte Angst vor dem Liebesverlust steht. Wir wissen, daß im Schweigen die destruktiven Tendenzen, die uns als Todestriebe bekannt sind, im Sprechen die Liebestriebe ihren Ausdruck gefunden haben. Allen Mischbildungen entgegen bleibt bestehen, daß das Sprechen vereinigende, das Schweigen trennende Kraft hat.[1] Mit jemandem sprechen bedeutet im Tiefsten eine Liebesbezeigung, mit jemandem schweigen einen Ausdruck der Abneigung.[2] Sagen wir nicht, wenn wir

---

1) Eine Wiener Redensart heißt: »Durch Reden kommen die Leute zusammen.«

2) In der Diskussion über diesen Vortrag bemerkte Dr. Eduard Hitschmann, der ihn einer scharfen Kritik unterzog, daß die obigen Behauptungen nicht zutreffen, weil ja das Wort selbst oft zum Aus-

jemandem sehr zürnen: »wir wollen nicht mehr mit ihm sprechen?« Der Ausdruck Totschweigen ist eigentlich ein Pleonasmus. Wenn in einer Gesellschaft eine jener längeren unbehaglichen Pausen eintritt, sagen wir euphemistisch: ein Engel geht durchs Zimmer. Es ist der mildeste Engel Gottes. Die Angst vor dem Schweigen ist im Tiefsten Todes-(Kastrations-)angst. Scheinen uns so Sprechen und Schweigen sprachliche Ausdrucksformen von Lebens- und Todestrieben, so wird uns klar, daß das Schweigen ursprünglicher ist als das Reden, daß die Rede dem Schweigen entstammt wie das Leben dem Tod. Im Anfang war das Wort, aber vorher war die große Stille.[1] Sind wir alle hier nur »Tote auf Urlaub«, so ist auch alles Sprechen nur eine flüchtige Unterbrechung des ewigen Schweigens.

---

druck der Feindseligkeit und des Hasses werde. Diese — allerdings unfreiwillige — Bestätigung kann uns nur willkommen sein, da sie ja die Behauptung der Doppelsinnigkeit von Reden und Schweigen stützt und ihre antithetische Wirkung bekräftigt. Anderseits schwächt sie das oben Gesagte nicht ab, da es sich auf die Grundbedeutungen des Redens und Schweigens bezieht. Es bedarf wenig analytischen Scharfsinns, um den anscheinenden Widerspruch zu lösen: das Sprechen ist bereits der Beginn der affektiven Bewältigung von Triebregungen. Gerade die Wirkungen der Psychoanalyse zeigen, daß das Aussprechen und Ausdrücken von Haß und Feindseligkeit den ersten Schritt zu ihrer psychischen Erledigung darstellt.

1) »*Speech is of Time, Silence is of Eternity.*« (Carlyle, On Heroes. Lect. IV.)

IV

Im Stillen Ozean, bei den Race-Rocks, im Gebiet der Vancouverinsel, gibt es eine merkwürdige Stelle, die man die »Zone des Schweigens« nennt. Viele Schiffer sind hier an den Felsen zerschmettert und liegen am Grunde des Meeres. Kein Nebelhorn ist laut genug, die Schiffe zu warnen: dies ist der Grund der so häufigen Katastrophen. Die Kapitäne, welche die Straße von Juan de Fuca hinunterfuhren, gaben an, daß sie die mächtigen Sirenen von dem Leuchtturm der Race-Rocks nicht vernehmen konnten. Sachverständige haben festgestellt, daß die Verhältnisse von Ebbe und Flut sowie bestimmte Windrichtungen zu manchen Zeiten bei den Race-Rocks eine »Zone des Schweigens« schaffen, in der nicht der geringste Ton von außen gehört wird. Ein Schiff, das sich in dieser viele Kilometer weiten Zone befindet, ist von den Geräuschen der Außenwelt vollkommen abgeschlossen. Wir glauben, daß das unbewußt Verdrängte eine solche »Zone des Schweigens« im Seelenleben bildet. In der Neurose hat sie sich erweitert, vertieft. Jenes Schweigen, das wir hier meinen, ist nicht Stummheit schlechthin, es ist vielmehr schwer von ungesagten Worten. Es ist der korrelate Ausdruck der Verdrängung und zeigt alle jene Züge des Kompromisses zwischen Flucht und Verurteilung, die der Verdrängung eigen sind. Die Psychoanalyse bedeutet einen ersten Durchbruch in diese Zone des Schweigens beim Einzelnen.

Hier ist nun der Platz, einer psychoanalytischen Theorie zu gedenken, die eine bisher nicht gewürdigte Tendenz

im unbewußten Seelenleben zu beleuchten versuchte, der Theorie des Geständniszwanges.[1] Diese unbewußte Tendenz hatte sich unter dem Zwange bestimmter Kulturfaktoren aus dem Äußerungsdrange der unbewußten Triebregungen entwickelt und zeigt alle Anzeichen ihres Ursprunges und der sie beeinflussenden psychischen Instanzen. Als ein Mittelding zwischen Verschweigen und Aussprechen dient sie doch einer seelischen Strömung, welche die Mitteilung der unbewußten Vorgänge anstrebt. Unsere Erörterungen über die latente Bedeutung des Schweigens als Zeichen der Wirksamkeit der Todestriebe und des Sprechens als eines Versuches, diese mit Hilfe der erotischen Triebe zu überwinden, fügen den psychologischen Begründungen des Geständniszwanges eine weitere, biologische hinzu.

Beethoven bemerkte einmal: »Das Wichtigste der Musik steht nicht in den Noten.« Auch in der Analyse ist das Gesprochene als solches nicht das Wichtigste. Wesentlicher scheint es uns, zu erkennen, was das Sprechen verschweigt und das Schweigen spricht.

---

1) Reik: Geständniszwang und Strafbedürfnis. 1926. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. XVIII.)

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Wie man Psychologe wird 7

Vortrag, gehalten auf dem IX. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Homburg v. d. H. am 5. September 1925

Psychologie und Depersonalisation 34

Nach Vorträgen im Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (Januar—Februar 1926)

Die psychologische Bedeutung des Schweigens 101

Nach einem Vortrage in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 9. Januar 1926

Von Dr. Theodor Reik erschien früher:

Flaubert und seine »Versuchung des Heiligen Antonius«. Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie. Mit einer Vorrede von Alfred Kerr. Minden i. W. [1912]

Arthur Schnitzler als Psycholog. Minden i. W. [1913]

Probleme der Religionspsychologie. I. Teil: Das Ritual (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. V). Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Sigm. Freud. Leipzig - Wien - Zürich 1919 [Vergriffen]

Der eigene und der fremde Gott. Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung (Imago-Bücher, Bd. III). Leipzig - Wien - Zürich 1923

Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XVIII). Leipzig - Wien - Zürich 1925

SIGM. FREUD

DIE FRAGE DER LAIENANALYSE

UNTERREDUNGEN MIT EINEM UNPARTEIISCHEN

Geheftet M 3·20, Ganzleinen M 4·80

Prof. Freud nimmt Stellung zu der durch einen Kurpfuscherprozeß in Wien aktuell gewordenen Frage, ob die Handhabung des tiefenpsychologischen Heilverfahrens den Ärzten vorbehalten bleiben soll. Der Schöpfer der Psychoanalyse verwahrt sich temperamentvoll dagegen, daß die Psychoanalyse „von der Medizin verschluckt werde". In diesem Zusammenhang entwirft Freud in knappen Zügen auch ein Bild seiner ganzen Lehre. Diesmal wendet sich die Darstellung der Psychoanalyse nicht an ein gelehrtes Publikum, sondern — in Dialogform, lehrend, Vorurteile auflösend und diskutierend — gleichsam an einen als einflußreich angenommenen Mitbürger, in dessen Gesichtskreis die Psychoanalyse jetzt als Objekt der Gesetzgebung und der Gesetzesanwendung gerückt ist. Insbesondere die konkreten Vorgänge während der analytischen Kur werden eingehender verdeutlicht als in früheren gemeinverständlichen Darstellungen

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII, Andreasgasse 3

SIEGFRIED BERNFELD

SISYPHOS

ODER

DIE GRENZEN DER ERZIEHUNG

Geheftet M 5·—, Ganzleinen M 6·50

Seit langem im fragwürdigen Bereich der Pädagogik keine wichtigere Erscheinung, als diese Schrift. Übrigens auch keine bei allem bitteren Ernst witzigere und vergnüglichere.
(Gustav Wyneken im *Berliner Tageblatt)*

Ein geistreicher Beobachter der jungen Brut hat ein Buch herausgebracht, das er mit kühnem Mute „Sisyphos" nennt . . . Bernfeld sieht die Welt von einer Brücke, deren Köpfe auf Freud gestützt sind und auf Marx. Die bürgerliche Gesellschaft sieht er als einen Ozean der Lüge, auf dem die angeblichen Ziele der Erziehung treiben wie verfaulte Schiffstrümmer. *(Fritz Wittels* im *Tag)*

Die glänzende Programmrede des Unterrichtsministers reicht an Anatole France heran und könnte in der Insel der Pinguine stehen.
(Die Mutter)

Geistreiche Sachlichkeit und anmutige Ironie. *(Ostseezeitung)*

Bernfelds Buch ist natürlich, wesentlich und notwendig . . . Vollzieht in eigenkräftiger Klarheit die Paarung oder besser: die Durchdringung Freud-Marx . . . Sezierarbeit am didaktischen Größenwahn.
(Paul Oestreich in *Die neue Erziehung)*

Selten sind die scheinbar so sicheren Grundlagen der Pädagogik so gründlich unterwühlt worden, wie in dem vorliegenden geistreichen Buche.
(Zeitschr. f. Sexualwissenschaft)

Überaus farbige und temperamentvolle Schrift. Durch den hinter der Oberschicht einer feinen ironischen Plauderei spürbaren sittlichen Ernst sympathisch. *(Prof. Storch* im *Zbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie)*

Vielleicht der erste Versuch, mit biologischem Rüstzeug das Erziehungsproblem zu klären. Während bisher die Erziehung eigentlich als Kunst gewertet war, wird hier der Versuch gemacht, sie exakt wissenschaftlich zu begründen. *(Zeitschrift für Kinderforschung)*

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII, Andreasgasse 3

AUGUST AICHHORN

VERWAHRLOSTE JUGEND

Geheftet M 9·—, Ganzleinen M 11·—

Aus dem Geleitwort von Prof. Sigm. Freud:

„Von allen Anwendungen der Psychoanalyse hat keine so viel Interesse gewonnen, so viel Hoffnungen erweckt und demzufolge so viele tüchtige Mitarbeiter herangezogen wie die auf die Theorie und Praxis der Kindererziehung. Dies ist leicht zu verstehen. Das Kind ist das hauptsächliche Objekt der psychoanalytischen Forschung geworden; es hat in dieser Bedeutung den Neurotiker abgelöst, an dem sie ihre Arbeit begann. Die Analyse hat im Kranken das wenig verändert fortlebende Kind aufgezeigt, wie im Träumer und im Künstler, sie hat die Triebkräfte und Tendenzen beleuchtet, die dem kindlichen Wesen sein ihm eigenes Gepräge geben, und die Entwicklungswege verfolgt, die von diesem zur Reife des Erwachsenen führen. Kein Wunder also, wenn die Erwartung entstand, die psychoanalytische Bemühung um das Kind werde der erzieherischen Tätigkeit zugute kommen, die das Kind auf seinem Weg zur Reife leiten, fördern und gegen Irrungen sichern will ... Mein persönlicher Anteil an dieser Anwendung der Psychoanalyse ist sehr geringfügig gewesen. Ich hatte mir frühzeitig das Scherzwort von den drei unmöglichen Berufen — als da sind: Erziehen, Kurieren, Regieren — zu eigen gemacht, war auch von der mittleren dieser Aufgaben hinreichend in Anspruch genommen. Darum verkenne ich aber nicht den hohen sozialen Wert, den die Arbeit meiner pädagogischen Freunde beanspruchen darf. — Das vorliegende Buch des Vorstandes A. Aichhorn beschäftigt sich mit einem Teilstück des großen Problems, mit der erzieherischen Beeinflussung der jugendlichen Verwahrlosten. Der Verfasser hatte in amtlicher Stellung als Leiter städtischer Fürsorgeanstalten lange Jahre gewirkt, ehe er mit der Psychoanalyse bekannt wurde. Sein Verhalten gegen die Pflegebefohlenen entsprang aus der Quelle einer warmen Anteilnahme an dem Schicksal dieser Unglücklichen und wurde durch eine intuitive Einfühlung in deren seelische Bedürfnisse richtig geleitet."

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien VII, Andreasgasse 3

Pressestimmen über „Aichhorn: Verwahrloste Jugend"

Aichhorns Buch trägt die Bestimmung in sich, an aufklärender Erziehungsarbeit viel beizusteuern. Durch die Bildhaftigkeit seiner Ausdrucksweise, durch seine geschickte Verbrämung der praktischen Fürsorgeergebnisse mit den theoretischen Erklärungen hat er diesen zehn Vorträgen die Spannung von der ersten bis zur letzten Seite erhalten.
(Soziale Arbeit)

Wer sich für die Probleme der Verwahrlosung interessiert, wird an dem Buche von Aichhorn nicht vorübergehen können und die dort geschilderten Fälle eingehend studieren müssen. *(Preußische Lehrerzeitung)*

Dieses Buch ist dazu angetan, alle, die in der Erziehungsarbeit stehen, hellhörig und besinnlich zu machen. *(Soziale Berufsarbeit)*

Von besonderem Interesse ist die Schilderung der Erziehungsmethoden, die der Verf. anwendet, und die zweifellos eine glückliche pädagogische Treffsicherheit in der Erfassung des im gegebenen Moment einer bestimmten Individualität gegenüber Angebrachten verraten.
(Zeitschrift f. Sexualwissenschaft)

Fragt man nun danach, wo denn in der deutschen Gegenwartspädagogik der Geist Pestalozzis am lebendigsten vertreten bleibt: . . . in der Praxis der österreichischen Volksschulreform, in dem neuen Verwahrlosten-Erziehungswesen, über dessen Wiener Ausgestaltung uns Aichhorn so schön zu berichten weiß. *(Das Deutsche Buch)*

Solche Bücher solche Männer möchten wir in reichlicher Anzahl unseren Massen zuführen und ihnen sagen können: „Seht Ihr's? So geht's auch!"
(Népszava, Budapest)

Jeder, der jemals erzieherisch tätig war, wird Aichhorn für sein Werk dankbar sein; und wer hat nicht wenigstens einmal in seinem Leben vor der Aufgabe gestanden, erziehen zu müssen: und wäre es nur die eine lebenslängliche erzieherische Tat, — sich selbst zu erziehen.
(Pester Lloyd)

Wir begrüßen das Buch in doppelter Hinsicht: einerseits als Lehrbuch und anderseits als Führerbuch für diese wichtige Fürsorgefrage . . . Dieses Buch ist auch ein persönliches Dokument und zeigt, wie ein Praktiker in unermüdlicher und selbstverleugnender Tätigkeit einer wissenschaftlichen Theorie, deren Erkenntnisgebiet außerhalb des Greifbaren liegt, Leben geben kann. *(Blätter f. d. Wohlfahrtswesen d. Gemeinde Wien)*

THEODOR REIK

DER EIGENE UND DER FREMDE GOTT

Geheftet M 8·50, Ganzleinen M 10·50

Inhalt: Über kollektives Vergessen / Jesus und Maria im Talmud / Der hl. Epiphanius verschreibt sich / Die wiederauferstandenen Götter / Das Evangelium des Judas Ischarioth / Psychoanalytische Deutung des Judas-Problems / Gott und Teufel / Die Unheimlichkeit fremder Götter und Kulte / Das Unheimliche aus infantilen Komplexen / Die Äquivalenz der Triebgegensatzpaare / Über Differenzierung

Der tiefblickendste und scharfsinnigste Religionspsychologe unserer Zeit. *(Schulreform, Bern)*

Ein geistreiches Buch . . . Einer der hellsten Köpfe unter den Psychoanalytikern. *(Alfred Döblin* in der *Vossischen Zeitung)*

Gut ist die Analyse des Fanatismus . . . Man wird eine Methode, die so tiefe Sachverhalte aufdecken kann, nicht a limine ablehnen. *(Prof. Titius* in der *Theologischen Literaturzeitung)*

Man muß Reiks wuchtigen Vorstoß anerkennen . . . Rücksichtslos geht der Weg, zwar oft durch Dunkel und Schrecken und kaltes Grauen. Aber wer den Mut dazu hat, kann sich getrost der sachkundigen Führung Reiks anvertrauen. *(Bremer Nachrichten)*

Das Buch ist unmittelbar erschütternd. Es versäume niemand, dem psychologischen Zusammenhang zwischen Christus und Judas Ischarioth unter Reiks sachkundiger Führung nachzusinnen. Der erste Eindruck mag leicht ähnlich erschreckend wirken, wie die Begegnung mit dem Hüter der Schwelle; allein auch hier wird sich der Schreck, vom Richtigen richtig erlebt, als heilsam erweisen. *(Graf Hermann Keyserling* im *Weg zur Vollendung)*

Manches darin wird starken Anstoß erregen und doch . . . findet man immer wieder etwas in ein neues Licht gerückt. *(Frankfurter Zeitung)*

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII, Andreasgasse 3

THEODOR REIK

GESTÄNDNISZWANG UND STRAFBEDÜRFNIS

PROBLEME DER PSYCHOANALYSE UND DER KRIMINOLOGIE

Geheftet M 8·—, Ganzleinen M 10·—

Inhalt: Der unbewußte Geständniszwang / Wiederkehr des Verdrängten / Tiefendimension der Neurose / Der Geständniszwang in der Kriminalistik / Psychoanalytische Strafrechtstheorie / Der Geständniszwang in Religion, Mythus, Kunst und Sprache / Entstehung des Gewissens / Kinderpsychologie und Pädagogik / Der soziale Geständniszwang

Die hochinteressante Arbeit eines tiefgründigen Denkers und scharfen Beobachters, deren große Bedeutung für die Weiterentwicklung der Psychoanalyse die Zukunft zeigen wird. *(Österreichische Richterzeitung)*

Kein Leser wird sich dem Ernst entziehen können, mit dem Reik den seltsamen Kontrast zwischen äußerer Selbstgerechtigkeit des Menschen (als Einzelnen wie als Kollektivum) und dem inneren Selbstgericht aufdeckt, der den Leitfaden der echten sittlichen Entwicklung bildet.
(Bücherrundschau)

Vermittelt über die letzten Wurzeln des Geständnis- und Bestrafungstriebes bei Neurotikern viele überraschende und originelle, sicher auch einst fruchtbar werdende Einsichten.
(Zentralblatt f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie)

Reik versteht es in glänzender Weise, seine Hypothesen vorzutragen. Ein bewundernswerter Glaube an die Bedeutung der Psychoanalyse läßt ihn zur höchsten Höhe einer optimistischen Zukunftshoffnung aufsteigen.
(Prof. Friedländer in der *Umschau)*

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII, Andreasgasse 3

Theodor Reik

Wie man Psychologe wird

Reik / Wie man Psychologe wird